

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Allerlei Neues, zu Spaß und Ernst

[urn:nbn:de:bsz:31-257457](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-257457)

Allerlei Neues, zu Spaß und Ernst.

Fortsetzung über die Erde und Sonne.

Nachdem in dem vorigen Jahrgang zuerst von der Erde und hernach von der Sonne, jede für sich, geredet worden ist, so wollen wir nun noch mit wenigem hören, wie sie unter einander in guter Freundschaft leben, und wie aus ihrer Liebe zu einander Tag und Nacht, Merzveilchen, Erndtekränze, Wein und geforne Fensterscheiben entstehen.

Da die unermesslich große Sonne in einer unermesslich weiten Entfernung von uns entfernt ist, so hat es den Sternforschern schon lange nicht mehr einleuchten wollen, daß sie unaufhörlich und je in 24 Stunden um die kleine Erde herumspringen soll in einer unergreiflichen Kraft und Geschwindigkeit, nur damit wir in diesem kurzen Zeitraum einmal Morgen und Mittag, Abend und Nacht bekommen, und wandelnde Sterne. Denn die Naturkundiger haben sich überzeugt, daß alles, was geschieht, auf eine viel einfachere und leichtere Art auch geschehen könnte. Allein ein rechtschaffner Sternseher, Copernikus genannt, hat bewiesen, daß es nicht nur so geschehen könnte, wie die Naturforscher denken, sondern daß es wirklich so geschieht, und die göttliche Weisheit hat früher daran gedacht, als die menschliche.

Der geneigte Leser wird jetzt erfahren, was Copernikus behauptet und bewiesen hat, wird aber ersucht, zuerst alles zu lesen, ehe er den Kopf schüttelt, oder gar lacht.

Erstlich sagt Copernikus: Die Sonne, ja selbst die Sterne haben gegen die Erde weiters keine Bewegung, sondern sie stehen für uns so gut als still.

Zweitens: Die Erde dreht sich in 24 Stunden um sich selber um. Nämlich, man stelle sich vor, wie wenn von einem Punkt der Erdkugel durch ihr Centrum bis zum entgegengesetzten Punkt eine lange Spindel oder Ase gezogen wäre. Diese zwei Punkte nennt man die Pole. Gleichsam um diese Ase herum dreht sich die Erde in 24 Stunden, nicht nach der Sonne, sondern gegen die Sonne, von der Weltgegend welche wir Abend nennen, nach der Weltgegend hin, welche Morgen heißt, und wenn ein langer rother Faden ohne Ende, ich will sagen am 21sten Merz von der Sonne herab auf die Erde reichte, und Mittags um 12 Uhr, an einem Kirschbaum oder an einem Cruzifir auf dem Felde angeknüpft würde, so würde die Erdkugel diesen Faden in 24 Stunden einmal ganz um sich herum gezogen haben, und so jeden andern Tag.

Auf diese einfache Weise geschieht das Nämliche, was geschehen würde, wenn die Sonne in der nemlichen Zeit einen Kreisgang von 132 Millionen Meilen rings um die feststehende Erde herum wandeln müßte. Nämlich die eine Hälfte der Erdkugel ist gegen die Sonne gekehrt, und hat Tag, und eine Hälfte ist von der Sonne abgekehrt gegen die Sterne hinaus, und hat Nacht, aber nie die Nämliche, sondern wie die Erdkugel sich gleichsam an ihrer Ase gegen die Sonne dreht, löst sich immer an dem einen Rand der finstern Hälfte ein wenig von der Nacht in die Dämmerung auf, bis man dort die ersten Strahlen der Sonne erblicken kann, und meint, sie gehe auf, und an der andern Hälfte wirds immer später und kühler, bis man die Sonne nicht

mehr sieht, und meint sie sey untergegangen, und der Morgen und Mittag und Abend, das heilige Osterfest und sein Glockengeläute wandeln in 24 Stunden um die Erde herum, und erscheinen nie an allen Orten zu gleicher Zeit, in Wien zum Beispiel 24 Minuten früher als in Paris.

Drittens, sagt Copernikus, während die Erde, den Morgen und den Abend und zu seiner Zeit das heilige Osterfest in 24 Stunden gleichsam um sich herum spinnet, bleibt sie nicht an dem nemlichen Ort, im unermesslichen Weltraum stehen, sondern sie bewegt sich unauhörlich, und mit unbegreiflicher Geschwindigkeit in einer großen Kreislinie, zwischen der Sonne und den Sternen fort, und kommt in 365 Tagen und ungefähr 6 Stunden um die Sonne herum, und wieder auf den alten Ort.

Deswegen und weil alsdann nach 365 Tagen, und ungefähr 6 Stunden alles wieder so wird und alles wieder so steht, wie es vor eben so viel Zeit auch gestanden ist, so rechnet man 365 Tage zu einem Jahr, und spart die 6 Stunden vier Jahre lang zusammen, bis sie auch 24 Stunden ausmachen, denn man darf nichts von der kostbaren Zeit verlohren gehen lassen. Deswegen rechnet man je auf das 4te Jahr einen Tag mehr, und nennt es ein Schaltjahr.

Die Sache fangt an, dem verständigen Leser einzuleuchten, und er wäre bald bekehrt, wenn er nur auch etwas von dem Drehen und Laufen der Erdkugel verspüren könnte! Deswegen und

Viertens, sagt der Hausfreund: Man kann die Bewegung eines Gefährtes, auf welchem man mitfährt, eigentlich nie an dem Gefährte selbst erkennen, sondern man erkennt sie an den Gegenständen, rechts und links, an den Bäumen und Kirchtürmen, welche

stehen bleiben, und an denen man nach und nach vorbeikommt. Wenn ihr auf einem sanft fahrenden Wagen, oder lieber in einem Schifflein auf dem Rhein fahrt, und ihr schließt die Augen zu, oder ihr schaut eurem Cameraden, der mit euch fahrt, steif auf einen Nothknopf, so merkt ihr nichts davon, daß ihr weiter kommt. Wenn ihr aber umschaut nach den Gegenständen, welche nicht selber bei euch auf dem Gefährte sind, da kommt euch das Ferne immer näher, und das Nahe und Gegenwärtige verschwindet hinter eurem Rücken, und daran erkennt ihr erst, daß ihr vorwärts kommt, also auch die Erde. An der Erde selbst und allem was auf ihr ist, so weit man schauen kann, läßt sich ihre Bewegung nicht absehen; denn die Erde ist selbst das große Gefährte und alles was man auf ihr sieht, fahrt selber mit, sondern man muß nach etwas schauen, das stehen bleibt, und nicht mitfährt, und das sind eben nach Aro. 1. die Sonne und die Sterne, zum Beispiel der sogenannte Thierkreis. Dann 12 große Gestirne, welche man die 12 himmlischen Zeichen nennt, stehn am Himmel in einem hohen Kreis um die Erde herum. Sie heißen: der Widder, der Stier, die Zwillinge, der Krebs, der Löwe, die Jungfrau, die Waage, der Skorpion, der Schüz, der Steinbock, der Wassermann, die Fische.

Eins folgt auf das andere, und das letzte schließt an das erste wieder an, nemlich die Fische an den Widder. Diß ist der Thierkreis. Er steht aber von hieraus betrachtet noch viel weiter am Firmament hinaus als die Sonne, und sie befindet sich für unser Auge immer zwischen den Linien, die seinen Stand bezeichnen, und in einem Zeichen derselben. Denn ob sie gleich noch herwärts desselben steht, so meint man doch wegen der sehr großen

Entfernung, sie besinde sich in dem Zeichen selbst. Wenn sie aber heute in dem Zeichen des Steinbocks steht, so ist sie nach 30 Tagen nicht mehr im Zeichen des Steinbocks, sondern im nächsten, und je nach 30 Tagen immer in dem nächstfolgenden, und daran erkennt man, daß die Erde in ihrem Kreislauf unterdessen vorwärts gegangen sey. Es kann nicht fehlen. Zu dem allem sagt

Fünften und letzten der Copernikus wieder, wenn gleichwohl die Ase der Erdkugel gegen die Sonne waagrecht läge, und die Erde drehte sich auch so, und sie bewegte sich waagrecht, in einer vollkommen runden Circellinie um die Sonne, also daß die Sonne genau im Mittelpunkt des Circelkreises stünde, so müßte Jahr aus Jahr ein, und auf allen Orten der Erde Tag und Nacht gleich seyn. Da es müßte mitten auf der Erde rechts und links um den rothen Faden ein ewiger Sommer glühen, weiterhin zu beiden Seiten am Abhang der Kugel milderte und kühlte sich die Hitze ein wenig, je schiefere die Sonnenstrahlen herab fielen, und näher gegen die Pole hin, herrschte ein Winter ohne Frost und Ende. Aber es ist nicht so, sagt der Sternseher. Die Ase der Erde liegt nicht waagrecht und nicht senkrecht gegen die Sonne, sondern schief in einem Winkel von 67 Graden, wer's versteht. In dieser Richtung gegen die Sonne dreht sich die Erde in 24 Stunden um, in dieser Richtung wandelt sie in einem Jahr um die Sonne ebenfalls nicht senkrecht, sondern schief.

Wenn am 21sten Merz der geneigte Leser sich vor den rothen Adler stellt, vor das Wirthshaus, und sich mit dem Gesicht gegen Sonnenaufgang kehrt, so ist der Kreis, den an selbigem Tag der rothe Faden um die Erde zieht noch 1470 Stunden Wegs, oder 735 Mei-

len rechts hinaus von ihm entfernt, sein Pol aber, dem er am nächsten ist, ist 1230 Stunden oder 615 Meilen von ihm entfernt links hinaus. In solchem Standpunkt steht der geneigte Leser am 21sten Merz. Aber schon am 22sten legt sich der Faden nicht mehr ganz an das bewußte Cruzifix, und an seinen Anfang an, sondern er lauft etwas herwärts gegen uns davon vorbei, und so windet er sich von 24 Stunden zu 24 Stunden in einer Schraubenslinie fort, und kommt immer näher gegen uns bis zum 21sten Juni, und ist alsdann gleichwohl noch nicht bei uns, sondern ist uns nur ungefähr um 705 Stunden oder 352½ Meile näher gekommen. Aber vom 21sten Juni an kehrt der Faden in den nemlichen Bindungen wieder zurück, immer weiter von uns weg, bis er ungefähr am 21sten September in gleicher Entfernung von beiden Polen wieder satt an dem Cruzifix vorbeistreift. Von dieser Zeit an windet er sich jenseits gegen den andern Pol immer weiter und weiter von uns weg, bis ungefähr zum 21sten Dezember, wo er 2175 Stunden weit, rechts hinaus von uns entfernt ist, kehrt alsdann eben so zurück, und trifft am 21sten Merz wieder richtig bey dem Cruzifix ein. Aber bis zu uns kommt er nie, weil wir so weit von ihm weg wohnen, hinaus gegen den Pol.

Aus dieser figürlichen Vorstellung ist nun zu erkennen, was zwar der geneigte Leser schon weiß, daß er während des Kreislaufs der Erde nicht immer in der nemlichen Richtung gegen die Sonne bleiben könne, aber die Astronomen haben daraus berechnet, in welcher schiefen Linie die Erde binnen Jahresfrist die Sonne umlaufen muß, damit diese Veränderungen und die 4 Jahreszeiten zu Stande gekommen.

Der Frühling beginnt um den 21sten Merz,

wann der rothe Faden gerade auf das Cruzifix herabreicht. Die Sonne steht gleich weit von beiden Polen über der Erde. Tag und Nacht sind gleich. Die Sonne scheint immer näher zu kommen, und immer höher am Himmel aufzusteigen, je mehr sich der rothe Faden nähert. Der Tag und die Wärme nehmen zu, die Nacht und die Kälte nehmen ab.

Der Sommer beginnt um den 21sten Juni, wenn der Faden am weitesten von dem Cruzifix entfernt und am nächsten bei uns ist. Als dann steht die Sonne am höchsten über dem Haupt des geneigten Lesers, und dieser Tag ist der längste. So wie sich der Faden wieder hinauswindet, kommt die Sonne immer schief gegen uns zu stehen, und die Tage werden kürzer.

Der Herbst beginnt am 21sten September. Tag und Nacht sind wieder gleich, weil die Sonne, besage des Fadens wieder über dem Cruzifix steht. Aber je weiter er alsdann jenseits hinläuft, gegen den andern Pol, desto tiefer stellt sich gegen uns die Sonne. Tage und die Wärme nehmen immer mehr ab, die Nächte und die Kühle nehmen zu.

Der Winter beginnt, wenn am 20sten Dezember der Faden am weitesten jenseits von uns entfernt ist. Der geneigte Leser verschläft alsdann die längste Nacht, und die Sonne steht so tief, daß sie ihm noch früh um 9 Uhr durch des Nachbarn Caminhut in das Stüblein schenken kann, wenn die Fensterscheiben nicht gefroren sind.

Endlich wenn von diesem Tage an der Faden zurückkehrt, verlängern sich auch die Tage wieder. Am 22sten Februar auf Petri Stuhlfeyer kommt schon der Storch in seine alte Heimath zurück, und ungefähr am 20sten März trifft der rothe Faden wieder beim Cruzifix ein. Diß hat noch nie fallirt.

Hieraus ist zu gleicher Zeit zu erkennen, daß nie auf der ganzen Erde die nemliche Jahreszeit herrscht. Denn zu gleicher Zeit, und in gleichem Maaße, wie sich die Sonne von unserm Scheitelpunkt entfernt, oder wir von der Sonne, kommt sie höher über diejenige zu stehen, welche jenseits des Cruzifixes gegen den andern Pol hinauswohnen, und umgekehrt eben so.

Wenn hier die letzten Blumen verwelken, und das Laub von den Bäumen fällt, fängt dort alles an zu grünen und zu blühen. Wenn wir in unserm Winter die längste Nacht verschlafen, schimmert dort der längste Sommertag, und der Hausfreund kann sich nicht genug über die göttliche Weisheit verwundern, die mit Einer Sonne auf der ganzen Erde ausreicht, und in die winterlichsten Landschaften, noch einen lustigen Frühling, und eine fröhliche Erndte bringen kann.

Soviel für diesmal von der Erde. Gleichwohl wenn ein Mensch von derselben sich aufheben, und in gerader Linie langsam oder geschwind zum Abendstern aufsteigen könnte, der unter allen Sternen der nächste ist, so würde er noch merkwürdige Dinge sehen. Der Stern würde vor seinen Augen immer größer werden, zuerst wie der Mond, bald darauf wie ein großes Rad, zuletzt wie eine unübersehbare Kugel oder Fläche. Sein Licht würde ihm immer milder erscheinen, weil es sich immer über eine größere Fläche verbreitete, ja er würde in einer gewissen Entfernung davon schon Berge und Thäler entdecken, und allerlei, und zuletzt auf einer neuen Erde landen. Aber in der nemlichen Proportion müßte unter ihm die Erde immer kleiner werden, und glänzender ihr Licht, weil es sich auf einen kleineren Raum zusammen drängt. In einer gewissen Entfernung hätte sie für ihn noch den Umfang wie ein großes Rad, hernach wie

eine Schüzenscheibe, hernach wie der Mond, und endlich wenn er gelandet wäre, würde er sie weit draußen am Himmel, als einen lieblichen Stern unter den andern erblicken, und mit ihnen auf und untergehn sehen. „Sieh dort, würde er zu seinem ersten Bekannten sagen, mit dem er bekannt wird, sieh jenen lieblichen Stern, dort bin ich daheim, und mein Vater und meine Mutter leben auch noch dort. Die Mutter ist eine geborne so und so. Es müßte ein wundersames Vergnügen seyn, die Erde unter den Sternen des Himmels und ganz als ihres Gleichen wandeln zu sehen, und der Hausfreund hat dem geneigten Leser diese Freude in dem Artikel von den Planeten zugebracht. (Die Fortsetzung folgt.)

Die Schmachschrift.

Als bekanntlich eine Pasquille oder Schmachschrift auf den König Friedrich in Berlin an einem öffentlichen Platz aufgesteckt wurde und sein Kammerdiener ihm davon die Anzeige machte: „Ihro Majestät,“ sagte der Kammerdiener, „es ist Ihnen heute Nacht eine Ehre wiederfahren, das und das. Alles hab ich nicht lesen können; denn die Schrift hängt zu hoch. Aber was ich gelesen habe, ist nichts gutes“; da sagte der König: „Ich befehle, daß man die Schrift tiefer hinabhängen und eine Schildwache dazu stelle, auf daß jedermann lesen kann, was es für ungezogene Leute giebt.“ Nach der Hand geschah nichts mehr.

Nicht eben so dachte der Amtschreiber von Brassenheim. Denn Brassenheim ist ein Amtstädtlein. Als ihm eines Morgens eine Pasquille ins Haus gebracht wurde, die jemand mit Teig in der Nacht an die Hausthüre geklebt hatte, wurde er ganz erbost und ungeberdig, fluchte wie ein Türk im Haus herum und schlug

der unschuldigen Kaze ein Bein entzwei, daß die Frau Amtschreiberin ganz entrüstet wurde und fragte: Bist du verrückt oder was fehlt dir? Der Amtschreiber sagte: „Da lies! du hast deinen Theil auch darinn“. Als das die losen Vögel erfuhren, welche die Schandschrift angeklebt hatten, daß der Herr Amtschreiber also im Haraisch sey, hatten sie ihre große Freude daran, und sagten: „Heutnacht thun wirs wieder“. Den zweiten Morgen, als ihm die neue Schandschrift gebracht wurde, und ein Rezept für lahmgeschlagene Kagen darinn, ward er noch viel wüthender, und warf Tische und Stühle zusammen, ja er schrieb mit eigener Hand einen zornigen Bericht darüber an den regierenden Graven, ob er gleich niemand nennen konnte, und als er ihm geschrieben hatte, und den Sand darauf streuen wollte, ergriff er in der Tasche statt der Sandbüchse das Dintenfaß und goß die Dinte über den Bericht, und über die weißtuchenen Amtshosen.

Am Abend aber sagte er zu seinem Bedienten: „Hansstoffel sagte er, vigilire heutnacht um das Haus herum bis der Hahn kräht, und wenn du den Cujonen attrappirst, so bekommst du einen großen Thaler Fianggeld. Ich will sehen, sagte er, ob ich mir soll auf der Nase herumtanzen lassen.“

Etwas nach elf Uhr kam der Stoffel von seinem Posten herauf, und der Herr Amtschreiber war auch noch auf, auf daß, wenn der Stoffel den Pasquillenmacher brächte, daß er ihn gleich auf frischer That erstechen könnte. „Herr Amtschreiber, sagte der Stoffel, ich will nur melden, daß heute Nacht nichts passiert ist, wenn sie mir erlauben, jetzt ins Bett zu gehen. Alle Lichter im Städtlein sind ausgelöscht, die Wirthshäuser sind leer, die zwei letzten sind nach Haus gegangen und des Wagner-Mattheisen Hahn hat zweimal hintereinander ge-

fräht, es wird wohl morgen auch wieder einmal regnen'. Da fuhr ihn der Amtschreiber wie ein betrunkenen Heide an: „dummes Vieh, auf der Stelle begieb dich auf deinen Posten, bis der Tag aufgeht, oder ich schlage dir das Gehirn im Leib entzwei“, sagte er im unvermuthigten Zorn. Der geneigte Leser denkt: „Was gilt's, während der Stoffel bei dem Amtschreiber war, ist die dritte Pasquille auch angepappt worden, und wenn er herabkommt findet er sie jezt“. Nichts weniger. Sontern als der Stoffel im Fortgehen bereits an der Stubenthür war, und der Amtschreiber ihm noch einmal nachsah, „Hans-Stoffel, rief er ihm, komm noch ein wenig daher!“ — Der Stoffel kam, „dreh dich um! Was hast du auf dem Rücken?“ Wills Gott keinen Galgen, sagte der Stoffel. Nein vermaledeiter Dummkopf, aber wahrscheinlich ein Pasquill. — Wie gesagt, so errathen, der Stoffel trug das dritte Pasquill bereits auf dem Rücken geklebt, und standen darinn noch viel muthwilligere Dinge als in dem ersten und zweiten und unter andern ein Rezept, für Dintenflecke aus den Amtshosen zu bringen. Diß war so zugegangen. Als der Stoffel noch vor dem Haus geseßen war, kamen zwei lose Gesellen heran, und einer von ihnen hatte schon die dritte Pasquille auf der flachen Hand liegen, also daß die beschriebene Seite des Papiers gegen die Hand hinein lag, die äußere Seite aber war mit Teig bestrichen, daß er im Vorbeigehn die Schrift nur an die Thüre hätte drücken dürfen. Als sie aber den Bedienten des Amtschreibers vor der Thüre sitzen sahen, und alle Leute kannten den Stoffel, aber nicht alle Leute kannte der Stoffel, „Ei guten Abend sagte der eine, was schaft Er guts hier Herr Hansstoffel, was gilt's Er kann nicht hinein“, da erzählte er ihnen, warum er

da sitzen müsse, und bis wann, und wie ihm bereits die Zeit so lange sey, und es komme doch niemand. „Ei, sagte der eine, die Lichter im Städtlein sind ausgelöscht, und die Wirthshäuser sind leer, und wir zwei sind die letzten, die heimgehen. Also gehe Er in Gottes Namen ins Bett. Der andere aber, der das Papier in der flachen Hand hatte, schlug ihn im Fortgehen sanft und freundlich die Hand auf den Rücken, daß das Papier am Rocke hängen blieb und sagte: Gute Nacht Herr Hansstoffel, schlaf Er wohl! Ebenfalls! sagte der Stoffel, und als sie um das Eck herum waren, frähte einer von ihnen zweimal, wie ein Hahn, oder wie der russische Generalfeldmarschall Suwarow Fürst Italinsky im Lager. Also brachte der Stoffel dem Amtschreiber die Pasquille selber auf dem Rücken in die Stube, und der Herr Amtschreiber prügelte zwar den Stoffel im Zimmer herum, und schlug bei dem Ausholen ein paar Spiegel entzwei, aber den Schimpf und Schaden und Zorn mußte er an sich selber haben, und brachte nichts heraus. Denn die zwei Spaßvögel sagten: „der Klügste giebt nach. Jezt wollen wir's aufgeben, eh es zu bösen Häusern geht“, und jedermann der davon erfuhr, lachte den Amtschreiber aus.

Merke: der König von Preussen hat sich in diesem Stücke klüger betragen als der Herr Amtschreiber von Brassenheim.

Der Prozeß ohne Gesetz.

Nur weil es unter allen Ständen einfältige Leute gibt, gibt es solche auch unter dem achtungswerthen Bauernstand, sonst wär es nicht nöthig. Ein solcher schob eines Morgens einen schwarzen Kettig und ein Stück Brod in die Tasche, und „Frau“, sagte er, „gib Acht zum Haus,

Haus, ich gehe jetzt in die Stadt". Unterwegs sagte er von Zeit zu Zeit: „dich will ich bekommen. Mit dir will ich fertig werden“, und nahm allemal eine Prise darauf, als wenn er den Taback meinte, mit ihm woll er fertig werden; er meinte aber seinen Schwager den Desmüller. In der Stadt gieng er geradeß Wegß zu einem Advokaten und erzählte ihm, was er für einen Streit habe, mit seinem Schwager, wegen einem Stück Neben im untern Berg, und wie einmal der Schwed am Rhein gewesen sey, und seine Borektern drauf ins Land gekommen seyen, der Schwager aber sey von Enzberg im Württembergischen, und der Herr Advokat soll jetzt so gut seyn und einen Prozeß daraus machen. Der Advokat mit einer Tabackspfeife im Mund, sie rauchen fast alle, that gewaltige Rüge voll Rauch, und es gab lauter schwebende Ringlein in der Luft, der Adjunkt kann auch machen. Dabei war er aber ein aufrichtiger Mann, als Rechtsfreund und Rechtsbeistand, natürlich. „Guter Mann“, sagte er, wenns so ist, wie ihr mir da vortragt, den Prozeß könnt ihr nicht gewinnen“, und holte ihm vom Schaf das Landrecht hinter einem porzellanen Tabackstopf hervor. „Seht da“ schlug er ihm auf, „Capitel so und so viel Numero Vier, das Gesetz spricht gegen euch unverrichteter Sachen.“ Indem klopfte jemand an der Thüre, und tritt herein, und ob er einen Zwerchfack über die Schulter hängen hatte, und etwas drinn, genug der Advokat geht mit ihm in die Kammer abseits. „Ich komm gleich wieder zu euch.“ Unterdessen riß der Bauersmann das Blatt aus dem Landrecht, worauf das Gesetz stand, drückte es geschwind in die Tasche und legte das Buch wieder zusammen. Als er wieder bei dem Advokaten allein war, stellt er den rech-

ten Fuß ein wenig vor, und schlotterte mit dem Knie ein paarmal ein- und auswärts, theils weil es dort zu Land zum guten Vortrag gehört, theils damit der Advokat etwas sollte klingeln hören oben in der Tasche. „Ihr Gnaden“, sagte er zu dem Advokaten, „ich hab mich unterdessen besonnen. Ich meine, ich wills doch probiren, wenn Sie sich der Sache annehmen wollten“, und machte ein verschlagenes Gesicht dazu, als wenn er noch etwas wüßte, und sagen wollte: Es kann nicht fehlen. Der Advokat sagte: „Ich habe aufrichtig mit euch gesprochen, und euch klaren Wein eingeschenkt; der Bauersmann schaute unwillkührlich auf den Tisch, aber er sah keinen. „Wenn ihrs wollt drauf ankommen lassen“, fuhr der Advokat fort, „so kommts mir auch nicht drauf an“. Der Bauersmann sagte: „Es wird nicht alles gefehlt seyn.“

Kurz, der Prozeß wird anhängig und der Advokat brauchte das Landrecht nicht mehr weiters dazu, weil er das Gesetz auswendig wußte, wie alle. Item was geschieht? Der Gegenpart hatte einen faumseligen Advokaten, der Advokat verabsäumt einen Termin, und unser Bauersmann gewinnt den Prozeß. Als ihm nun der Advokat den Spruch publizirte, „aber nicht wahr!“ sagte der Advokat, „diesen schlechten Rechtsandel hab ich gut für euch geführt“? — „Den Guluk hat er“, erwiederte der Bauersmann und zog das ausgeziffene Blatt wieder aus der Tasche hervor, „Sieht er da“. „Kann er gedruckt lesen?“ Wenn Ich nicht das Gesetz aus dem Landrecht gerissen hätte, Er hätte den Prozeß lang verlohren. Denn er meinte, wirklich, der Prozeß sey dadurch zu seinem Vortheil ausgefallen, daß er das gefährliche Gesetz aus dem Landrecht gerissen hatte, und auf dem Heimweg, so oft er eine Prise nahm, machte er allemal ein

pfiffiges Gesicht, und sagte: „Mit dir bin ich fertig worden, Delmüller“.

Item: So können Prozesse gewonnen werden. Wohl dem, der keinen zu verlieren hat.

Die gute Mutter.

(Mit einer Abbildung.)

Im Jahr 1796, als die französische Armee nach dem Rückzug aus Deutschland jenseits hinab am Rhein lag, sehnte sich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Kind, das bey der Armee war, und von dem sie lange nichts erfahren hatte, und ihr Herz hatte daheim keine Ruhe mehr. „Er muß bey der Rhein-Armee seyn“, sagte sie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen“, und als sie auf dem Postwagen zum St. Johannsthor in Basel heraus, und an den Rebhäusern vorbei ins Sundgau gekommen war, treuherzig und redselig, wie alle Gemüther sind, die Theilnehmung und Hoffnung bedürfen und die Schweizer ohnedem, erzählte sie ihren Reisegefährten bald, was sie auf den Weg getrieben hatte. „Find ich ihn in Colmar nicht, so geh ich nach Straßburg, find ich ihn in Straßburg nicht, so geh ich nacher Mainz.“ Die andern sagten das dazu und jenes, und einer fragte sie: „Was ist denn euer Sohn bei der Armee? Major?“ Da wurde sie fast verschämt in ihrem Inwendigen. Denn sie dachte, „er könnte wohl Major seyn, oder so etwas, weil er immer brav war, aber sie wußte es nicht. Wenn ich ihn nur finde sagte sie, „so darf er auch etwas weniger seyn, denn er ist mein Sohn.“ Zwei Stunden herwärts Colmar aber, als schon die Sonne sich zu den elsfässer Bergen neigte, die Hirten trieben heim, die Camine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in dem Lager nicht weit von der Straße standen Parthieenweise mit dem Gewehr beim Fuß, und die Generale und Obersten standen vor dem Lager beisammen,

biskurirten mit einander und eine junge weißgekleidete Person von weiblichem Geschlecht und feiner Bildung stand auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind. Die Frau im Postwagen sagte: „das ist auch keine gemeine Person, daß sie nahe bei den Herren steht. Was gilt's, der wo mit ihr redet, ist ihr Mann.“ Der geneigte Leser fängt allbereits an, etwas zu merken, aber die Frau im Postwagen merkte noch nichts. Ihr Mutterherz hatte keine Ahndung so nahe sie an ihm vorbeigefahren war, sondern bis nach Colmar hinein, war sie still und redete nimmer. In der Stadt im Wirthshaus, wo schon eine Gesellschaft an der Mahlzeit saß, und die Reisegefährten setzten sich auch noch wo Platz war, da war ihr Herz erst recht zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt, daß sie jetzt etwas von ihrem Sohn erfahren könnte, ob ihn niemand kenne, und ob er noch lebe, und ob er etwas sey, und hatte doch den Muth fast nicht zu fragen. Denn es gehört Herz dazu, eine Frage zu thun, wo man das Ja so gerne hören möchte, und das Nein ist doch so möglich. Auch meinte sie, jedermann merke es, daß es ihr Sohn sey, nach dem sie frage und daß sie hoffe, er sey etwas geworden. Endlich aber als ihr der Diener des Wirths die Suppe brachte, hielt sie ihn heimlich an dem Rocke fest, und fragte ihn: „Kennst ihr nicht einen bei der Armee, oder habt ihr nicht von einem gehört, so und so?“ Der Diener sagt: „Das ist ja unser General, der im Lager steht. Heute hat er bei uns zu Mittag gegessen,“ und zeigte ihr den Platz. Aber die gute Mutter gab ihm wenig Gehör darauf, sondern meinte es sey Spaß; der Diener ruft den Wirth. Der Wirth sagt: „Ja,“ so heißt der General.“ Ein Offizier sagte auch: „Ja,“ so heißt unser General,“ und auf ihre Fragen antwortete er: „Ja so alt kann er seyn, und ja so sieht er aus, und ist von Geburt ein Schweizer.“ Da konnte sie sich nicht mehr halten vor

ß= ht
nd
au
e= en
et,
ll= au
t= an
ch
n= on
nd
wo
vi= it,
en
er
te
an
n,
as
y
ch
e= es
ch
yr
ht
er
a= e
e
n
h.
"
er
te
ht
"



2

inwendiger Bewegung, und sagte: „Es ist mein Sohn, den ich suche;“ und ihr ehrliches Schweizergesicht, sah fast ein wenig einfüßig aus vor unverhofferter Freude und vor Liebe und Scham. Denn sie schämte sich, daß sie eines Generals Mutter seyn sollte, vor so vielen Leuten, und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirth sagte: „Wenn das so ist, gute Frau, so laßt herzhast eure Bagage abladen ab dem Postwagen, und erlaubt mir, daß ich morgen in aller Frühe ein Cateschlein anspannen lasse, und euch hinausführe zu eurem Herrn Sohn in das Lager.“ Am Morgen, als sie in das Lager kam, und den General sah, ja so war es ihr Sohn, und die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter, und das Kind war ihr Enkel. Und als der General seine Mutter erkannte, und seiner Gemahlin sagte, „das ist sie,“ da küßten und umarmten sie sich, und die Mutterliebe und die Kindesliebe, und die Hoheit und die Demuth schwammen in einander und gossen sich in Thränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Nührung, fast weniger darüber, daß sie heute die Ihrigen fand, als darüber, daß sie sie gestern schon gesehen hatte. — Als der Wirth zurückkam, sagte er, „das Geld regne zwar nirgends durch das Camin herab, aber nicht 200 Franken nähme er darum, daß er nicht zugesehen hätte, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannte, und sein Glück sah; und der Hausfreund sagt: „Es ist die schönste Eigenschaft weit aus im menschlichen Herzen, daß es so gerne zusieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhofft wieder zusammenkommen, und daß es allemal dazu lächeln, oder vor Nührung mit ihnen weinen muß, nicht ob es will.“

D a s g u t e W e r k .

Der sogenannte Lügenprophet Mahomed hat

manches gesagt und gethan, was ein christliches Herz nicht gut heißen oder verantworten könnte. Aber alles ist auch nicht gefehlt, was Mahomed gesagt oder gethan hat. Einmal kommt ein Araber zu ihm. „Gesandter Gottes, ich habe das Gesetz der Fasten gebrochen, das Fleisch ist schwach“. Der Prophet sagte: „Hast du ein böses Werk begangen, so mußt du es mit einem guten büßen. Es giebt keine schönern Büßen als gute Werke. Hast du einen Sklaven“, fragte ihn der Prophet, den du freilassen kannst?“ Der Araber fing an zu lachen, und sagte: „Sklaven freilassen, und ich! Wie komm ich mir vor!“ der Prophet fuhr fort: „Kannst du die Fasten noch einmal von vornen anfangen. Der Araber erwiderte: „Ich bins nicht kapabel. Wer für Frau und Kinder arbeiten soll, muß auch gehörig essen.“ Der Prophet fuhr fort: „Kannst du sechzig Arme speisen?“ der Araber erwiderte: „Nicht sechzig Mäuse, auch nicht vierzig, auch nicht zwanzig“. Da brachte man dem Propheten seine Mahlzeit, Datteln und ein Stück Fleisch und er sagte dem Araber: „So nimm dieses Stück Fleisch, und bringts in deinem Namen einem Aermern, als du bist zum Almosen“. Der Araber erwiderte: „Gibts noch einen Aermern als ich bin? Ich weiß keinen“. Da fuhr der Prophet fort: „Weißt du was, so bringts deinen Kindern, die sollen es essen. Deine Kinder sind noch ärmer als du bist“. — So hat Mahomed gesagt und gethan.

D a s l e z t e W o r t .

Sonst sagt man, der Forscher an der Wand hört seine eigene Schand. Manchmal aber kann man auch sagen: „der Schreiber an die Wand schreibt seine eigene Schand“, zum Beispiel der weiland Herr Canzler Hans Kurz von Wirttemberg. Ob derselbe mit den Geschäften seiner Herrn Rätthe und Schreiber zufrieden war, oder nicht zufrieden, genug er

ergrif eines Tages ein Stücklein Kreide und schrieb an die Thüre der Canzleystube:

„Allhier gehts wunderbarlich zu.“

Bald darauf als der Herzog selber diese Zeile erblickte, ob derselbe sonst mit dem Canzler zufrieden war oder nicht zufrieden, genug er suchte ebenfalls ein Stücklein Kreide, und schrieb darunter die zweite Zeile:

„Hans Kurz hilft auch dazue.“

Bald darauf, als wieder diese Worte der Canzler erblickte, ob er gemerkt hat, daß sie eine vornehmere Hand geschrieben hat, als die seinige war, oder ob ers nicht gemerkt hat, genug er ließ es darauf ankommen und setzte unter die zweite Zeile die dritte Zeile:

„Das hat eine ungewaschene Hand geschrieben.“

Und zum Trumppaus schrieb er seinen Namen darunter, „Hans Kurz“. — Jetzt komm! — Als aber der Herzog wieder las, was der Canzler geschrieben hatte, dachte er: „Wart Kurz, diesmal sollst du das letzte Wort haben“. Nämlich er nezte einen Finger, und löschte nur die zweite Zeile, die er selber geschrieben hatte wieder aus, also daß jezt unter des Canzlers eigener Schrift die Worte standen: „das hat eine ungewaschene Hand geschrieben“.

Als hernach der Canzler wieder sah, was für eine Veränderung vorgegangen war, hatte er keine Wahl mehr, sondern er nezte ebenfalls einen Finger, und löschte seine eigene zwei Zeilen auch wieder aus, und hat nachgehends keiner zum andern gesagt: das habt Ihr gethan, oder das hab Ich gethan, oder so.

Merke: Man muß sich nie an vornehmern, aber auch nicht an witzigern Leuten reiben wollen, als man selber einer ist, ausgenommen, wenn man eine Unehre davon tragen will.

Merke: Gemeine und grobe Naturen schlagen alsogleich mit Scheltworten und Häufen drein, wenn etwas gesagt wird, was auf

sie will gemünzt scheinen. Verständige und feine Leute wissen den Muthwillen und die Grobheit auf eine spizige und witzige Art heim zu weisen, und ihren Respekt zu erhalten. Der Canzler hat dem Herzog nichts mehr an die Thüren geschrieben.

Die Raben.

Zwei gute Freunde, ein Geistlicher und ein Kaufmann machten mit einander eine Reise. Der Kaufmann nekte im Spas den Geistlichen und der Geistliche nekte den Kaufmann. Nicht weit von dem Hochgericht, als die Raben aufplatterten, und den beiden um die Köpfe flogen, sagte der Kaufmann: „da haben wirs! Es ist kein Schick dabei, wenn man mit einem Geistlichen reist“. — Denn manche Leute glauben sonst, es bedeute ein Unglück, wenn einem die Raben über den Kopf fliegen.“ Der Geistliche sagte: „Glaubt doch nicht so einfältige Fabeln, ein Mann, wie Ihr seyd. Ich habe in kurzer Zeit mehrere armen Sünder zum Tod begleitet. Jetzt meinen die dummen Thiere, ich bringe wieder einen, und halten Euch für gute Beute.“ Der Kaufmann sagte: „Herr Pfarrer Ihr seyd ein loser Vogel!“

Das heimliche Gericht.

In der großen Stadt, wo unter mehr als 20,000 Dächern so viel Leid und so viel Freude wohnt, und wo neben allen Tugenden alle Laster feil haben, schlug zu seiner Zeit auch ein leichtfertiges und verdorbenes Herz und zwar unter dem seidenen Camisol eines vornehmen jungen Manns, eines Barons. Das Schuldenmachen verstand er trotz einem, und das Schuldigbleiben noch viel besser. Schön von Angesicht und Wuchs, lieblich in seinem Thun und Wesen, glatt und einschmeichelnd in seinen Reden, verschwenderisch

mit dem eigenen reichen Geld und dem geborgten hatte er alle Mittel in den Händen, die arme schwache Unschuld zu verführen, und sparte keines. Manche Thräne klagte ihn an. Manche Ehe und Familie hat er um ihre Ehre und um ihren Frieden gebracht, und lachte dazu. Ja er war so frech und nannte die Namen tugendhafter Personen, als wenn sie ihm zu Willen gelebt hätten, und war doch nicht dem also. Aber wie lang geht der Krug zum Brunnen? Das Sprichwort gibt Auskunft. Als er einmal auf gleiche Weise eine sehr vornehme Frau in der ganzen Stadt in ein unehrbares Gerede gebracht hatte, — die Frau war edel und stolz — „das soll er nicht umsonst gethan haben,“ sagte sie mit ernsthaftem Angesicht. Spät eines Abends, als er in seinem Galeschlein ganz allein in eine lustige Nachtgesellschaft fahren wollte, — man kannte seine Wege — da umringte ihn auf einmal ein Trupp von bewaffneten Reutern, und man gab ihm mit Zeichen zu verstehen, daß er ihnen folgen solle, wenn er nicht wolle, niedergestochen seyn auf der Stelle. Der junge Leichtsinn dachte: das sind ein Paar von meinen lustigen Kameraden, die wollen mir einen Spaß bereiten, und läßt willig einen von ihnen zu sich sitzen und das Leitseil in die Hand nehmen, läßt sich auch willig von ihm die Augen verbinden. „Ich merke schon,“ dachte er, „ich soll nicht wissen, wo sie mich hinführen. Aber wenn sie mir die Binde wieder abnehmen, bin ich in einem Saal voll brennender Wachskerzen und duftender Blumen, voll ausgelesener Frauen und Jungfrauen und eine nach der andern fällt in meine Arme. Weit gefehlt. Vor der Stadt nahm man ihm die Binde wieder ab, aber er erkannte nicht mehr, wo er war. Stumm und ernsthaft ritten die andern Bewaffneten neben her. Endlich giengs auf einer Zugbrücke über einen tiefen Graben, es gieng zwischen hohen dicken Mauern durch ein enges

Thor über einen eben Schloßhof nach einer alten festen Burg mit kleinen Fenstern und hohen Thürmen und Zinnen. Es gieng durch einen hohen Thurm eine schmale Wendeltreppe hinauf, bis vor eine starke eiserne Thüre und durch die Thüre hinein in ein obdes Gefängniß. Wie wurde da dem armen Schächer zu Muth. Ein tannener Tisch, ein Stuhl ein dürftiges Lager und ein düstres Lämplein waren sein ganzes Geräthe, ein Totenkopf auf dem Tisch seine einzige Gesellschaft. Niemand redete mit ihm oder antwortete ihm ein Wort oder eine Sylbe. Nur die Schloßfer und Riegel rasselten ihm fürchterlich ins Ohr, als man die Zugbrücken hinter ihm aufzog und Thore und Thüren siebenfach verschloß. Nur ein verummter Mann, wenn er ihm einen Krug voll Wasser und ein Laiblein schwarz Brod brachte, sprach zu ihm: „Geh in dich.“ Nur die Fledermäuse zischten und die Eulen wehklagten vor dem hohen schmalen Fensterlein, und die Matten und Mäuse besuchten, nicht ihn, sondern das Laiblein. Da fuhr es ihm auf einmal wie ein langer scharfer Messersich durch das Herz, dieser lustige Spaß könne auf gut deutsch heißen furchtbarer Ernst. Gut getroffen. Den andern Tag holten ihn seine bewaffnete Begleiter wieder ab und führten ihn schweigend die schmale Treppe hinab, über den feuchten Hof, eine andere Treppe hinauf durch lange Gänge in eine große Halle zum Verhöhr, und statt der lieblichen Frauen und Jungfrauen erblickte er zwölf Männer in langen schwarzen Mänteln sitzend in einem halben Kreis, und der oberste von ihnen, nannte ihn mit Namen und Geschlecht und sagte, „Ihr seyd vor diesem heimlichen Gericht angeklagt auf Leben und auf Tod, als ein gefährlicher Verführer der Jugend und der Unschuld, als böshafter Verläumber der weiblichen Ehre und Tugend. Verantwortet euch, oder nicht, ihr seyd gerichtet.“ Dagegen mach-

te der angstvolle Mensch zwar vielerlei Einwendungen, er wolle wissen vor wem er stehe, niemand habe über seinen Lebenswandel zu richten, er habe gethan, was viele andere auch, das sey nicht dem also und eines, Leichtfinn der Jugend sey kein Verbrechen zum Tode.“ Allein der Richter sagte: „Wißt ihr wo ihr steht, und wer über euer Leben zu sprechen hat, das heimliche Gericht, das im Namen der ewigen Gerechtigkeit versammelt ist, und schon andern Leuten als ihr seyd, das Urtheil gesprochen hat von Rechtswegen, und ließ ihm sein langes Sünden-Register vorlesen und sagte: „Euere Thaten richten euere Worte“, und mit diesen Worten wurde er in sein Gefängniß zurückgeführt, und bis zur Nacht seiner Besinnung, seinem Gewissen und seiner Reue überlassen. Aber in der Nacht wurde er wieder vor das nemliche Gericht gebracht, und da mußte er an der Thüre niederknien und der Richter sprach: „der Stab ist gebrochen über euer Leben und über euere Sünden“, und kündete ihm an, daß er eine Stunde nach Mitternacht durch des Henkers Beil enthauptet und vom Leben zum Tod sollte gebracht werden; da war es ihm als ob der Himmel voll Gewitter über ihm herabfallen, und die Erde unter ihm versinken wollte, aber alles Flehen, alle Thränen und Bervünschungen seiner angstvollen Seele, giengen an taube Ohren und an kalte Herzen. Er wurde über den Hof, wo er seitwärts im Jackelschein schon sein Todtengerüste erblickte in eine schwach erleuchtete Capelle geführt, beichtete dort einem Priester, und empfieng von ihm die Vorbereitung zum Tode und das letzte Sakrament, und neben der Thüre stand sein Sarg. Als aber die Glocke Ein Uhr in die schauerliche Nacht schlug, da wurde der Sarg erhoben und an das Todtengerüste getragen, und er mußte hinter seinem Sarg her und daran vorbei gehen und hörte kaum mehr die Worte

und den Segen des betenden Priesters und seine einsinkenden Knie brachten ihn kaum auf das Blutgerüste. Aber als er mit verbundenen Augen und entblößtem Hals den Kopf auf dem Block gelegt hatte, und den Todesstreich erwartete, rief eine barmherzige Stimme: Gnade! Der geneigte Leser athmet wieder. Aber der arme Sünder war so weit hinweg, daß er das Wort Gnade vor dem Todesstreich nicht mehr unterscheiden konnte, sondern er glaubte, dieses Wort habe seinen Kopf vom Leibe getrennt, und es sey jetzt seine Schuldigkeit todt zu seyn. Denn er fiel in eine so schwere und tiefe Ohnmacht, daß er in der ersten Stunde nicht wußte, was mit ihm vorgieng.

Als er aber nach einer Stunde wieder zu sich kam und die Augen aufschlug, es muß einem sonderbarlich zu Gemüth seyn, wenn das letzte, dessen man sich besinnen kann, so viel ist, man sey vor einer Stunde geköpft worden, und weiß selber nicht anderst, als man sey todt, und lebt doch, — als aber wie gesagt, unser Malesikant die Augen aufschlug, — erstaunte er noch mehr, denn er befand sich jetzt in einem gar artigen Stüblein, auf einen weichen guten Bett. Zwei Aerzte saßen neben ihm und fragten ihn, wie ihm sey? Man ließ ihm zur Ader, man gab ihm mit Vorsicht stärkende Mittel, er sank in einen süßen erquickenden Schlaf, und als er nach einigen Stunden aufwachte, war er völlig wieder hergestellt, und fühlte keine andere Schwachheit mehr, als einen leeren Magen. Man führte ihn zu einer wohlbereiteten schmackhaften Mahlzeit, und ein Paar verummunte Bedienten, warteten ihm auf, wie er es nach seinem Stand und nach seiner Herkunft gewohnt war. Nach der Mahlzeit kam der Gerichtschreiber, und las ihm sein zweites Urtheil vor, gabs ihm auch schriftlich mit: „Der geheime Gerichtshof laßt euch zum letztenmal

Begnadigung wiederfahren, und hofft er werde an euerm künftigen Lebenswandel keine Ursache mehr finden, euch vor seine Schranken zu laden." Siehe zu! Sündige hinfort nicht mehr, auf daß dir nicht etwas ärgeres wiederfahre. Als es endlich wieder Nacht geworden war, fuhr sein Galeschlein wieder vor. Die nemlichen Begleiter führten ihn auf die nemliche Art, auf dem nemlichen Weg in die Stadt zurück, auf welchem sie ihn geholt hatten, und als sie ihm früh um 2 Uhr die Binde von den Augen nahmen, befand er sich auf dem nemlichen Platz, von welchem er die dritte Nacht vorher war weggeführt worden, wie zu seiner Zeit der Scharfrichter von Landau.

Solche Buße mußte der ausschweifende junge Mann für seine Sünden ausstehen. Aber wie hat der sich gebessert? Von Stund an lebte er so, daß in wenig Jahren sein eigenes Vermögen wieder in gutem Stande war, und nach und nach alle seine Schulden bezahlt werden konnten. Keine Unschuld war mehr durch seine Gelüsten, keine weibliche Ehre durch seine Verläumdung in Gefahr. Alle Sonntage gieng er in die Messe, nicht mehr um schöne Mägdlein auszusuchen, sondern seine Sünden zu verfühnen und schöne Gesinnungen in sein Herz zu pflanzen.

Gute Antwort.

In Segringen im Wirthshaus klagte ein Krämer über seinen Sohn, daß er ihm so viel Geld durchbringe, und doch zu keinem Geschäft zu gebrauchen sey. „Ganz recht," sagte darauf der liederliche Zirkelschmied, dessen sich der Leser noch aus dem Calendar von 1810 erinnern wird, „so ein Einkommen," sagte er, „wie das eurige ist, braucht zwei Schelme, einen der es erwirbt, und einen, der's verthut." Dem antwortete der Krämer: „da macht ihr eine artige Bemerkung, Zirkelschmied! Es ist mir schon lange vorgekommen, in euern Schuhen gehe ein zweifacher Spitzbube; denn was ihr Vormittags in der Werkstat verdient, das verkauft ihr Nachmittags im Wirthshaus selber, und wenn mans euch giebt, noch mehr dazu.

Glimpf geht über Schimpf.

Ein Hebräer, aus dem Sundgau, gieng jede Woche einmal in seinen Geschäften durch ein gewisses Dorf. Jede Woche einmal riefen ihm die muthwilligen Bublein durch das ganze Dorf nach: „Jud! Jud! Judenmauschel!" Der Hebräer dachte: Was soll ich thun? Schimpf ich wieder, schimpfen sie ärger, werf ich einen, werfen mich zwanzig. Aber eines Tages brachte er viele neugeprägte, weißgekochte Basetrappen mit, wovon fünf so viel sind als zwei Kreuzer, und schenkte jedem Bublein, das ihm zurief: „Judenmauschel!" einen Rappen. Als er wieder kam, standen alle Kinder auf der Gasse: „Jud! Jud! Judenmauschel! Schaulenlechem!" Jedes bekam einen Rappen, und so noch etliche Mal, und die Kinder freuten sich von einer Woche auf die andere und singen fast an den gutherzigen Juden lieb zu gewinnen. Auf einmal aber sagte er: „Kinder, jetzt kann ich euch nichts mehr geben, so gern ich möchte, denn es kommt mir zu oft, und euer sind zu viel." Da wurden sie ganz betrübt, so daß einigen das Wasser in die Augen kam, und sagten: „Wenn ihr uns nichts mehr gebt, so sagen wir auch nicht mehr Judenmauschel." Der Hebräer sagte: „Ich muß mir gefallen lassen. Zwingen kann ich euch nicht." Also gab er ihnen von der Stund an keine Rappen mehr und von der Stund an ließen sie ihn ruhig durch das Dorf gehen.

Der Nachwächter von Neuhausen.

Bisweilen pflegte wohl der Nachwächter von Neuhausen, eine halbe Stunde herwärts Brasenheim, ein Räuschlein mitzubringen auf die Wachtstube. Brachte er es nicht mit, so wartete in der Wachtstube das Räuschlein auf ihn. Ob er in solchen Umständen je einmal die Mitternacht um eine Stunde zu früh oder zu spät ausrief, muß der Müller von Brassenheim wissen. Eines Abends reitet der Müller durchs Dorf und hatte auch etwas im Kopf, und der Wächter rief eben die Stunde an. „Wie? Was? Thomas," sagte der Müller, ihr ruft ja um eine ganze Stunde zu viel. Es ist noch nicht so spät." Darauf erwiederte der Wächter: „Herr Müller, ich hab nicht zu viel

gerufen, aber ihr habt vielleicht zu viel gehört. Denn euere Ohren sind ein wenig groß, wie mans in den Mühlen wohl bisweilen antrifft.“ Der geneigte Leser versteht, was er meinte mit den großen Ohren.

Der Vater und der Sohn.

Der Vater stellte ein Gläslein voll Arznei in die Schublade, weil er glaubte, es sey nirgends besser verwahrt. Als aber der Sohn nach Hause kam, und die Schublade schnell aufziehen wollte, fiel das Gläslein um und zerbrach. Da gab ihm der Vater eine zornige Ohrfeige, und sagte: „Kannst du nicht zuerst schauen, was in der Schublade ist, eh' du sie aufhust.“ Der Sohn erwiederte zwar: „Nein, das könne niemand.“ Aber der Vater sagte: „den Augenblick sey still, oder du bekommst noch eine.“

Merke: Man ist nie geneigter, Unrecht zu thun, als wenn man Unrecht hat. Recht ist gut beweisen. Aber für das Unrecht braucht man schon Ohrfeigen und Drohungen zum Beweissthum.

Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht.

(Mit einer Abbildung.)

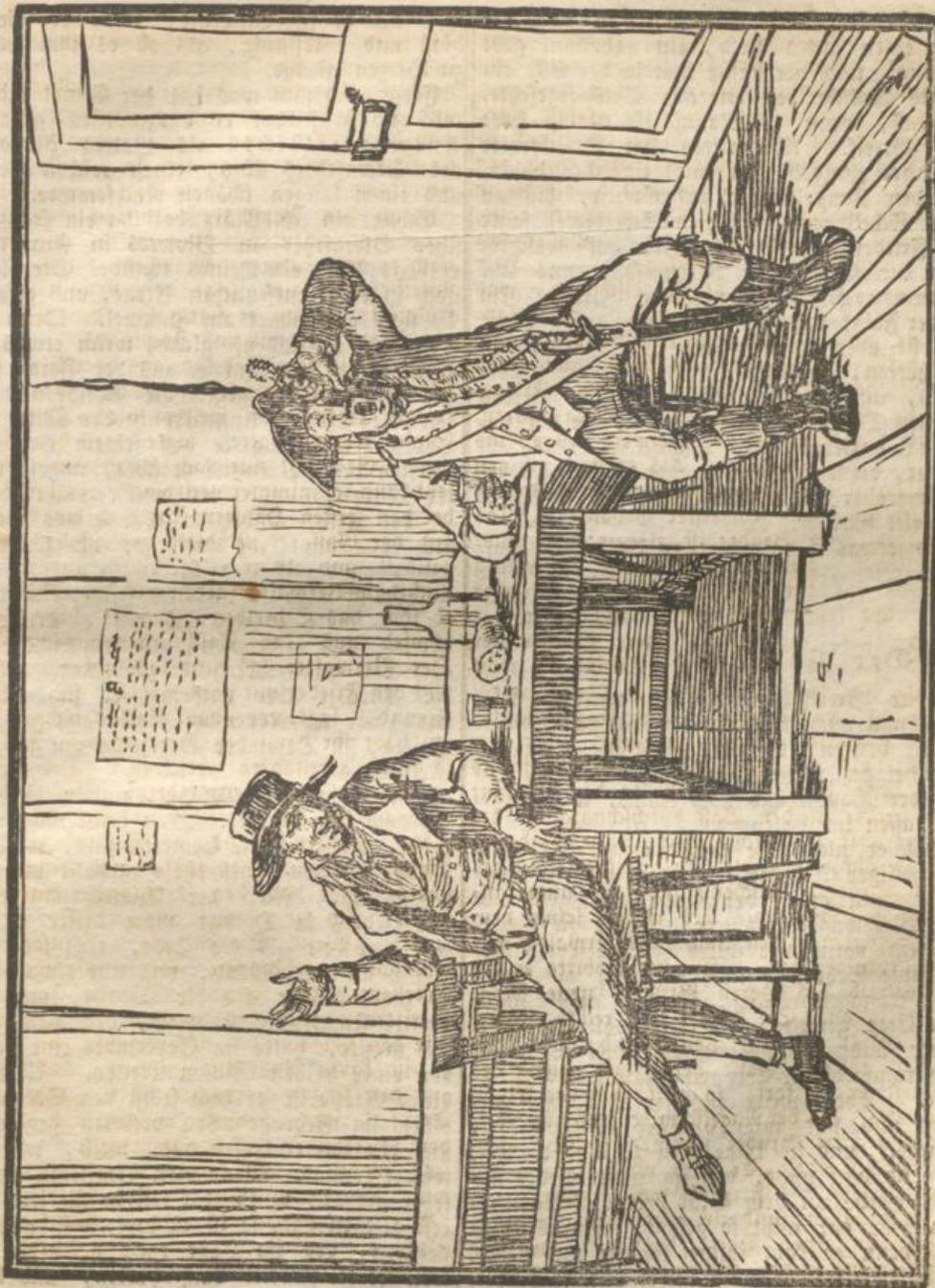
Als der Zundelfrieder bald alle listigen Diebstreiche durchgemacht, und fast ein Ueberlei daran bekommen hatte, denn der Zundelfrieder stiehlt nie aus Noth, oder aus Gewinnsucht, oder aus Lieberlichkeit, sondern aus Liebe zur Kunst und zur Schärfung des Verstandes; hat er nicht dem Brassenhaimer Müller den Schimmel selber wieder an die Thüre gebunden? Was will der geneigte Leser oder des Hausfreunds Reisegefährte nach Lenzkirch mehr verlangen? Eines Abends, als er, wie gesagt fast alles durchgemacht hatte, dachte er: „Jetzt will ich doch auch einmal probiren, wie weit man mit der Ehrlichkeit kommt. Also stahl er in selbiger Nacht eine Geiß, drei Schritte von der Schaarwache, und ließ sich attrapiren. Den

andern Tag im Verhör gestand er alles. Wie er aber bald merkte, daß ihm der Richter fünf und zwanzig oder etwas zum Andenken wollte mitgeben lassen, dachte er, „ich bin noch nicht ehrlich genug.“ Deswegen verschnappte er sich noch ein wenig in den Redensarten und gestand bei der weitern Untersuchung nach kurzem Widerstand, wie er von jeher ein halber Kackerlack gewesen sey, das heißt, ein Mensch, der bei Nacht fast besser sieht, als am Tag, und als ihn der Richter aufs Eis führen wollte, ob er nicht noch von ein Paar andern Diebstählen wisse, die kürzlich begangen worden, sagte er, „allerdings wisse er davon, und er sey derjenige.“ Als ihm den andern Morgen der Spruch publizirt wurde, er müsse ins Zuchthaus, und der Stadtsoldat der ihn begleiten sollte, stand schon vor der Thür, denn es war zwanzig Stunden weit, sagte er ganz reumüthig: „Recht findet seinen Knecht. Was ich verdient habe, wird mir werden.“ Unterwegs erzählte er dem Stadtsoldaten, er sey auch schon Militär gewesen. „Bin ich nicht sechs Jahre bei Klebeck. Infanterie in Dienst gewesen? Könnt ich euch nicht sieben Wunden zeigen, aus dem Scheldefrieg, den der Kaiser Joseph mit den Holländern führen wollte?“ Der treuherzige Begleiter sagte: „Ich hab's nie weiter bringen können, als zum Stadtsoldaten. Eigentlich wär' ich ein Nagelschmied. Aber die Zeiten sind schlimm.“ — „Im Gegentheil,“ sagte der Frieder, „ein Stadtsoldat ist mir respektabler als ein Feldsoldat. Denn Stadt ist mehr als Feld, deswegen avanzirt der Feldsoldat in seinem Alter noch zum Stadtsoldaten. Zudem der Stadtsoldat wacht für seiner Mitbürger Leben und Eigenthum, für eigen Weib und Kind. Der Kriegsoldat zieht ins Feld und kämpft, er weiß nicht für wen und nicht für was. Zudem,“ sagte er, „kann ein Stadtsoldat, wenn er nichts ungeschicktes begangen hat, mit Ehren sterben, wann er will. Unser einer muß sich schon drum todstechen lassen. Ich versichere euch,“ fuhr er fort, „ich und meine Feinde,“ er meinte die Strickreuter, „wir haben wenig Ehre davon, daß ich noch lebe.“ Der Nagelschmied wurde über diese hrenvolle Vergleichung so gerührt, daß er bei sich selbst dachte, einen so gütigen und herablassenden

Arrestanten habe er noch nicht leicht transportirt, und der Frieder gieng immer mit großen Schritten voraus, um den Nagelschmied recht müde und trocken zu machen in der Sonnenhitze. „Darinn unterscheiden sich die Feldsoldaten von den Stadtsoldaten,“ sagte er, „daß sie an einen weiten Schritt gewöhnt sind von dem Marsch.“ Abends um 4 Uhr, als sie in ein Dörflein kamen, und an ein Wirthshaus, „Camerad,“ sagte der Frieder, „wollen wir nicht einen Schoppen trinken?“ — „Herr Camerad,“ erwiederte der Nagelschmied, „was ihm recht ist, ist mir auch recht.“ Also tranken sie mit einander einen Schoppen, auch eine halbe Maß, auch eine Maß, auch zwei, und Brüderschaft ohnehin,“ und der Frieder erzählte immer fort von seinen Kriegsaffären, bis der Nagelschmied vor Schwere des Weins und Müdigkeit einschlief. Als er nach einigen Stunden wieder aufwachte und den Frieder nimmer sah, war sein erster Gedanke: „Was gilt's der Herr Bruder ist alsgemach vorausgegangen!“ Nein er stand nur ein wenig draussen vor der Thüre, denn der Frieder geht nicht leicht leer fort. Als er wieder herein kam, sagte er: „Herr Bruder der Mond will bald aufgehen. Wenns dir recht ist, so bleiben wir lieber hier über Nacht.“ Der Nagelschmied schläfrig und träge, sagte: „Wie der Herr Bruder meint.“ In der Nacht, als der Nagelschmied fest schlief und alle Töne aus dem Bass in den Diskant und wieder in den Bass durchschnarzte, der Frieder aber nicht schlafen konnte, stand der Frieder auf, visitirte für Zeitvertreib des Herrn Bruders Taschen, und fand unter andern das Schreiben, das wegen seiner dem Stadtsoldaten an den ZuchthausVerwalter war mitgegeben worden. Hierauf probirte er für Zeitvertreib des Herrn Bruders neue Monturstickeln an. Sie waren ihm recht. Hierauf ließ er sich für Zeitvertreib durch das Fenster auf die Gasse herab und gieng des geraden Wegs fort, so weit ihm der Mond leuchtete. Als der Nagelschmied früh erwachte, und den Herr Bruder nimmer gewahr wurde, dachte er: „Er wird wieder ein wenig draussen seyn.“ Freylich war er wieder ein wenig draussen, und als er den Tag erlaufen hatte, im ersten Dorf, das ihm am Weg war, weckte er den Schulzen. „Herr Schulz

es ist mir ein Unglück passirt. Ich bin ein Arrestant und der Stadtsoldat von da und da, der mich transportiren sollte, ist mir abhanden gekommen. Geld hab ich keins. Weg und Steg kenn ich nicht, also laßt mir auf gemeine Kosten eine Suppe kochen und verschafft mir einen Wegweiser in die Stadt ins Zuchthaus.“ Der Schulz gab ihm eine Bollete an den Gemeindegewirth auf eine Mehlsuppe und einen Schoppen Wein, und schickte nach einem armen Mädchen. „Geh ins Wirthshaus, und zeige dem Mann der dort frühstückt, wenn er fertig ist, den Weg und die Stadt; er will ins Zuchthaus.“ Als der Frieder mit dem Mädchen aus dem Wald und über die letzten Hügel gekommen war, und in der Ebene von weitem die Thürme der Stadt erblickt hatte, sagte er zu dem Mädchen: „Geh jetzt nur nach Haus, mein Kind, jetzt kann ich nimmer verirren.“ In der Stadt bei den ersten Häusern fragte er ein Bublein auf der Gasse: „Bublein wo ist das Zuchthaus,“ und als er es gefunden und vor den ZuchthausVerwalter gekommen war, übergab er ihm das Schreiben, das er dem Nagelschmied aus der Tasche genommen hatte. Der Verwalter las und las und schaute zuletzt den Frieder mit großen Augen an. „Guter Freund,“ sagte er, „das ist schon recht. Aber wo habt ihr dann den Arrestanten? Ihr sollt ja einen Arrestanten abliefern.“ Der Frieder antwortete ganz verwundert: „Ey, der Arrestant, der bin ich selber.“ Der Verwalter sagte: „Guter Freund, es scheint, Ihr wollt Spaß machen. Hier spaßt man nicht. Gestehts, Ihr habt den Arrestanten entwischen lassen! Ich seh es aus allem.“ Der Frieder sagte: „Wenn Sie es aus allem sehen, so will ichs nicht läugnen. Wenn mir aber Ihre Excellenz, sagte er zu dem Verwalter, einen Berittenen mitgeben wollen, so getrau ich mir den Bagabunden noch einzufangen. Denn es ist kaum eine Viertelstunde, daß er mir aus den Augen gekommen ist.“ „Einfältiger Tropf,“ sagte der Verwalter, „was nützt dem Berittenen die Geschwindigkeit des Rosses, wenn er mit einem Unberittenen reiten soll. Könnt Ihr reiten?“ Der Frieder sagte: „Bin ich nicht sechs Jahre Württenberger Dragoner gewesen?“ — „Gut,“ erwiederte der Verwalter, „man wird für Euch eben;

174



Ⓒ 2

195

falls ein Roß satteln lassen, und zwar für Euer eigen gutes Geld, ein andermal gebt Achtung, und verschaffte ihm in der Eile ein offenes Ausschreiben an alle Ortsvorgesetzte, auf daß, wenn er Mannschaft nöthig habe zum Streif. Also ritten der Strickreuter und der Bündelfrieder mit einander dahin, um den Bündelfrieder aufzusuchen, bis an einen Scheidweg. An dem Scheidweg sagte der Frieder dem Strickreuter, auf welchem Weg der Strickreuter reiten soll, und auf welchem er selber reiten wolle. „Am Rhein an der Fahrt kommen mir wieder zusammen.“ Als sie aber einander aus den Augen verloren hatten, wendete sich der Frieder wieder rechts, und machte mit seinem Ausschreiben in allen Dörfern Lärm, und ließ die Sturmglocken anziehen, der Bündelfrieder sey im Mevier, bis er an der Gränze war. An der Gränze aber gab er dem Kößlein einen Wiger und ritt hinüber.

So etwas könnte hier zu Land nicht passieren.

Der Comet von 1811.

Ohne Zweifel wird der geneigte Leser manchmal auch noch an den schönen Cometstern denken, der im Spätjahr 1811 den Himmel geziert hat, und es gern sehen, daß ihn der Hausfreund noch einmal will aufgehen lassen im Kalender.

Hat er nicht alle Nacht ausgesehen, wie ein heiliger Abendsegen, oder wie ein Priester, wenn er in der Kirche herumgeht und das Weihwasser aussprengt, oder zu sagen, wie ein vornehmer guter Freund der Erde, der eine Sehnsucht nach ihr hat, als wenn er hätte sagen wollen, ich bin auch einmal eine Erde gewesen, wie du, voll Schneegebirge und Gewitterwolken, voll Spitäler, und rumsfordischer Suppenanstalten und Kirchhöfe. Aber mein jüngster Tag ist vorüber und hat mich verklärt in himmlische Klarheit, und ich käme gern zu dir herunter, aber ich darf nicht, daß ich nicht wieder unrein werde an dem Blut deiner Schlachtfelder. Er hat nicht so gesagt, aber es schien so, denn er kam immer schöner und heller, je näher, immer freundlicher und fröhlicher,

und als er sich entfernte, ward er wieder blaß und trübsinnig, als ob es ihm selber zu Herzen gienge.

Frägt sich nun was hat der Comet bedeutet und was hat er auszuweisen gehabt? Antwort: Nichts als Gottes Allmacht, des Sternsehers Wiß, einen reichen Herbst und einen langen schönen Nachsommer.

Schon am 26. März hat ihn ein französischer Sternseher in Bivieres in Frankreich entdeckt, als ein kleines fremdes Sternlein, noch in einer entseßlichen Ferne, und gesagt: Es steht ein Comet am Himmel. Denn die Franzosen findens gleich, wenn etwas ist. Seit dieser Zeit kam er aus der Ferne heraus immer näher gegen die Sonne und gegen die Erde. Ungefähr in der Mitte des Septembers gieng er auf seinem Lauf am nächsten bei der Sonne vorüber, ungefähr in der Mitte des Octobers war er am nächsten bei der Erde. Aber er war etwas weiter noch von der Erde entfernt, als die Erde selber von der Sonne ist.

Wär er aber 20 Wochen früher eingetroffen, so wäre er uns bis auf 8 Millionen Meilen nahe gekommen, und sein Licht hätte noch um zehnmal heller geschienen. Vom 16. October aber entfernte er sich wieder und zwar im November täglich um 360,000 Meilen, im Dezember aber schon um 500,000 Meilen.

Ein geschwindes Gefährt, und wahrscheinlich doch kein leichtes. Man kann nicht recht sagen, wie groß die Cometen sind, weil ihr Körper in ihrem Lichtschein eingehüllt und verborgen ist. Nach der Ausrechnung eines Sternsehers in Dorpat wäre dieser 25,000 mal größer als die Erde, 1,448,000 mal größer als der Mond, und nur etwas über 57 mal kleiner als die Sonne, und sein schöner strahlender Schweif, der doch auch mit mußte, hatte im September eine Länge von einer halben Million Meilen. Aber bei dieser Größe ist er doch selbst den Sternkundigen im Februar 1812 verloren gegangen, und der ihn erschaffen hat, weiß, wenn er wieder kommt. Wenn man demselben Sternseher glauben will, der ihn in Bivieres zuerst gesehen hat, so ist es der nemliche Wunderstern, der im Jahr 1301 gestanden ist, weil beide einerlei Lauf hatten, und käme

also ungefähr nach 510 Jahren wieder. Nach einer andern Berechnung aber braucht er wenigstens 3000 Jahre dazu. Aus diesem Unterschied aber ist zu schließen, daß man so eigentlich nicht sagen kann, wann er wieder kommt.

Aber jetzt weiß der geneigte Leser doch noch nicht was der Comet ist. Antwort: der Sternseher weiß es für ganz gewiß auch nicht. Was man an diesem theils nun herausgebracht, theils bestätigt gefunden hat, ist so viel, als folgt:

Erstlich: der Comet wird nicht allemal wie die Erde von der Sonne erleuchtet, sondern er hat in sich selber sein eigenes Licht. Diß ist auf folgende Art an den Tag gekommen. Wenn er von der Sonne erleuchtet wird, sagten die Sternforscher schon im August vorher, so muß er in der ersten Hälfte des Oktobers schon wieder an Helligkeit abnehmen, obgleich er gegen uns näher kommt, weil er sich weiter von der Sonne entfernt. Wenn er aber sein eigenes Licht in sich selber hat, so muß er noch in der ersten Hälfte des Oktobers an Helligkeit zunehmen, weil er näher zur Erde kommt, obgleich er sich weiter von der Sonne entfernt. Nun hat er sich aber im Oktober noch immer schöner und heller gezeigt und soll am 13ten sein schönstes Licht gehabt haben.

Zweitens, der Stern hatte nie einen reinen abgeschnittenen Umriß, etwa wie der Mond, sondern er löste sich an seinem Rand gleichsam in Dunst und Nebel auf. Er hat auch nie glänzend gestrahlt. Ja man will am 18. Oktober zwei gemeine Sterne, durch ihn hindurch gesehen haben, und daraus war zu erkennen, er ist nicht wie die Erde, ein fester und undurchsichtiger Körper, sondern er besteht aus einer lockern, wässerigen oder dünnflüssigen und fast durchsichtigen leuchtenden Masse.

Drittens: durch seinen Schweif sah man noch deutlicher als durch ihn selbst andere Sterne hindurch schimmern, so daß er zu vergleichen war einem himmlischen Pfau, der statt der farbigen Augen Sterne auf den Federn hat. Aber es war kein eigentlicher Schweif, denn er fügte sich nicht hinten an ihn an, sondern es lag wie ein wallender Schleier um ihn herum, und wehte hinter ihm in

die Nacht hinaus, bald heller, bald blasser, einmal etwas länger, dann wieder auf einmal kürzer, gewöhnlich mit zwei Enden aber auch mit drei und mit fünf, und es ist nicht zu zweifeln, daß es etwas von der Masse des Cometen selbst war, und in Lichtdunst aufgelöst unaufhörlich von ihm hinwegströmte, und es wollten Leute glauben, die Erde habe auch etwas davon bekommen, und schreiben dem Cometen den reichen Herbst und den schönen langen Nachsommer zu. Wer kann sich noch an so ein Jahr erinnern, wie das vergangene 1811 wo so viel ungewöhnliches sich ereignet hat?

Mit Blüthen war der Merz geschmückt, mit Blüthen der Oktober.

Als nach der Weinlese der Hausfreund und der Adjunkt an einem lauen Herbstabend nach Hause giengen, jedem Schritt begegnete eine Weinfuhr, bald eine vierräderige, bald eine zweibeinige, aus allen Wirthshäusern heraus sang schon der Neue in lustigen Melodien, und der Adjunkt sang auch. Auf einmal ward er still und sagt: „Hausfreund, wißt ihr wie mir jetzt die ganze Erde vorkommt?“ Der Hausfreund fragte: „wie kommt sie euch vor?“ „Wie ein lustiges Wirthshauslein, wo alles voll auf ist. Der Comet ist der ausgesteckte Strauß, und unser lieber Herr Gott wirthet.“ Der Hausfreund meinte, man müsse keinen solchen Spaß machen, aber der Adjunkt sagte: „Ich mache keinen Spaß, es ist mein Ernst.“

Item es kamen im Oktober die Frühlingsblumen wieder. An manchen Orten blühten die Bäume, ja die Nebel, und setzten zum zweitenmal Früchte an, so daß der Frühling, der Sommer und der Herbst zu gleicher Zeit und neben einander feil hatten. Fremde Vögel aus warmen Ländern ließen sich sehen. Ja was will der geneigte Leser weiter? Zu Türkheim im Elsaß, man darf den Ort nennen, ereignete sich den 16. Oktober ein Wolkenbruch und es regnete Kirschwasser.

Der Wolkenbruch in Türkheim.

Ein ehemalig guter Bekannter des Hausfreundes that im Oktober einen Streifzug auf Wein in das Elsaß. Wie er in Türk-

heim Abends in das Wirthshaus kommt, sieht der Präsident da bei einem Schöplein, und ist zwei Bratwürste, eine nach der andern. „Herr Präsident,“ sagte der gute Bekannte, „treiff ich euch hier an? Eher hätte ich des Himmels Einsfall vermuthet.“ Der Präsident lächelt, und sagte: „Es ist alles möglich.“ Sie bleiben beisammen, diskutiren allerlei miteinander, trinken auch allerlei mit einander, gehn mit einander in das Schlafgemach, jeder in ein Bett apart. Das Bett des guten Freundes hatte einen Umhang. Früh gegen Tag, wenn man anfängt sich zu strecken, stemmte er sich mit den Füßen gegen das untere Brett der Bettlade. Das Brett gab nach, der Betthimmel gab auch nach. Ein Paar Bretter, ein Haspel, zwei Paar Schuh ꝛ. Brassbergers Predigtbuch und eine große Flasche voll Kirschwasser stürzten herunter. Über die Flasche zerbrach unterwegs an dem Haspel und übergoss den guten Bekannten mit Kirschwasser und Glasscherben. „Herr Präsident kommt mir zu Hülfe!“ — „Was ist euch begegnet?“ fragte der Präsident. — „Ich glaube der Himmel der über dem Bett ist, sey eingefallen.“ Da lachte der Präsident, und sagte: „Es kommt mir auch so vor. Die Wolken hängen auch bis aufs Deckbett herunter. Sie sind von Tannenholz. Hab ich euch nicht gesagt, es sey alles, möglich?“

Was aber sonst noch von den Cometen gesagt werden könnte, das steht geschrieben in dem Jahrgang des Kalenders 1810 und kann wieder kommen auf 1817, denn die Cometen halten in dem Calender einen Zeitlauf nur von sieben Jahren.

S t r e u m e h l .

An vielen Orten pflegen die Mütter aus altem zerfressenem Holz das sogenannte Wurmmehl zu sammeln und herauszukrahen, auf daß, wenn die Kindlein in der Wiege sich aufliegen oder sonst wund werden, so bestreut man ihnen damit die wundgewordnen Stellen, und verschafft ihnen Linderung. Das wäre nun freilich gut, aber es gibt noch etwas Besseres.

Denn erstlich so kann man das Aufliegen und Wundwerden der Kinder gar oft verhü-

ten, daß es gar nicht kommt, wenn man sie fleißig am ganzen Körper wäscht, wenn man ihr Bettlein so reinlich hält, als möglich, und sie nicht länger in der Wiege liegen läßt, als zu ihrer Ruhe und Pflege nöthig ist. Reinlichkeit ist in allen Dingen für die Gesundheit der Meister. Zweitens und wenn sich die Wundwerden nicht verhüten läßt, so ist das Wurmmehl noch nicht das zuträglichste Mittel dagegen. Denn das Wurmmehl ist noch nicht fein genug, für den zarten empfindlichen Körper eines solchen Kindes. Ein ungeschickter Wurm kann nicht so fein mahlen. Hiernach ist das Wurmmehl auch nicht reinlich genug, sondern es ist meistens mit Staub, mit kleinen Holzsplitterlein und mit den Unreinigkeiten des ekelhaften Wurms selbst vermischt, und anstatt dem armen Kind zu helfen, verursacht man ihm oft nur größeres Uebel. Leute die auf eine Kleinigkeit nicht zu sehen haben, gehen daher lieber in eine Apotheke und kaufen für ein Paar Kreuzer Streumehl, sonst auch einfältiger Weise Herenmehl genannt. Dieses allein ist fein, rein und heilsam, denn es hats kein Wurm gemahlen und bereitet, auch nicht des Apothekers Hand, er läßt sich bleiben, auch keines Menschen Hand, auch keine Here, sondern es kommt aus den reinen gütigen Händen der Natur selbst, und der Apotheker verkaufts nur. Nun wäre es keine Sache, wenn man sagte: „Mutter, laß dich ein Paar Kreuzer für ein Schächtlein voll Streumehl um deines zarten Kindes willen nicht reuen, wenn du es hast, und spar' es lieber an dir selber wieder!“ Aber der Hausfreund weiß andern Rath. Er kann vielen von seinen Lesern mit einem beträchtlichen Vorrath davon unentgeltlich aus helfen, und bietet's hiemit an. Der Apotheker hört's nicht gern.

Es kommt nemlich dieses Streumehl von einer Pflanze, die überall in trockenen und bewachsenen Wald- und Heidegegenden vorkommt, und an verschiedenen Orten ungleiche Namen hat, als da sind Bärlappe, Sankt Johannesgürtel, Drudensfuß, Wolfsklaue, Teufelsklaue, Neunheil und so weiter. In der Gegend von Hausen zum Crempel auf dem Alzebühl, an dem Pfalzberg, im Wagenesperre hat sie der Hausfreund in seiner Kindheit oft gesehn und

um den Leib herumgürtet, hernachmals auch in Braffenheim und in Seegringen. Sollte aber der Leser dieses Gewächs an keinem von obigen Namen erkennen können, so sieht es eben deswegen ganz kurios und nicht wie andere Kräuter aus, damit man es desto sicherer beschreiben kann. Es hat nemlich einen gelblich grünen Stengel der sich mit seinen Aesten nicht in die Höhe treibt, sondern unter dem Gras und Laub links und rechts wie ein dünner Strick oder eine dicke Schnur auf dem Boden liegend fortwindet, immer neue Würstlein in die Erde hineintreibt, und ringsum mit viel tausend kleinen spitzigen anliegenden Blättlein, als wie mit Schuppen umgeben ist. Der geneigte Leser fängt schon an, etwas zu merken. „Nicht wahr,“ sagt er, „im Sommer steigen aus dem Winkel der Aeste gerade, aufrecht stehende Stiele 3 bis 5 Zoll lang in die Höhe und auf jedem sieben zwei auch drei kleine runde Aehren oder Würstlein, und man kann oben an ihnen sehen, wo sich das Gewächs unter dem Gras und Laub hinwindet?“ — Ganz richtig! — „Und die Würstlein sind anfänglich auch mit fest anliegenden kleinen Blättlein oder Schuppen rings umgeben, aber im Spätjahr gehn die Blättlein oben los, und die Aehre öffnet sich in eben so viel kleine Fächlein?“ Ganz richtig! Und nun ist alles klar, und in diesen offenen Fächlein liegt alsdann das reife Streumehl oder sogenannte Herenmehl, das der Hausfreund anbietet. Wer ihm abnehmen will, thut am besten, man gibt im Sommer Achtung, wo solche Pflanzen zu finden sind, und im September oder Oktober früh Morgens, wenn die Würstlein noch feucht vom Nachtduft sind, schickt man ein Paar Kinder hinaus, oder geht selber. Einer Mutter wird für ihr Kindlein kein Gang zu sauer. Hernach schneidet man mit einer Scheere die Aehren ab, und tragt sie sorgfältig heim. Dabeim legt man sie auf ein Papier, läßt sie dürr und trocken werden, schüttelt alsdann das Mehl heraus, und hebt es zum Gebrauch gut auf.

Der Hausfreund hat allemal eine stille Freude, wenn er bedenkt, wie die Einwohner auf dem Land und in den lustigen Thälern so manches umsonst haben können, wenn sie wollen, was man in der Stadt bezahlen muß und oft für theures Geld nicht haben kann, als Boh-

nen, Kirschen, Habermark, Himbeeren und Heidelbeeren genug, kühles Wasser, item Gesundheit, item Zufriedenheit, item Kurzweil, item Streumehl für die armen Kinder.

Rettung vom Hochgericht.

Eines Tages sagte zu sich selbst ein einfältiger Mensch: „dumm bin ich; wenn ich mich nun auf pfiffige Streiche lege, so wird kein Mensch vermuthen, daß ichs bin. Also legte er sich aufs Stehlen. Aber schon nach dem ersten Diebstahl wurde er als der Thäter entdeckt und überwiesen, weil er die goldne Uhr die er gestohlen hatte, selber trug, und alle Augenblicke herauszog. Einige Rathsherrn meinten, man könnte wegen seiner Einfalt etwas glimpflicher mit ihm verfahren, als mit andern, und ihn auf ein Jahr oder etwas ins Zuchthaus schicken. „So?“ sagten die andern, „ist's nicht genug, daß so viele verschmizte Halslunken das saubere Handwerk treiben? Soll man für die dummen auch noch Prämien aussetzen, damit alles stiehlt,“ und sechs gegen fünf sagten. Er muß an den Galgen. Auf der Leiter, als ihm der Henker den Hals visitirte, sagte er zu ihm: „Guter Freund, ihr habts ziemlich dick da herum sitzen, noch dicker, als hinter den Ohren. Fast hätt ich einen längern Strick nehmen sollen.“ Denn wirklich war dem armen Schelm das Kinn ziemlich stark mit dem Hals verwachsen, und als der Henker den Strick ohnehin ungeschickt angebracht hatte und den armen Sünder von der Leiter hinabstieß, glitschte dieser mit dem Kopf aus der Schlinge heraus und fiel unversehrt herab, auf die Erde. Einige Zuschauer lachten, aber der größte Theil erschrock und that einen lauten Schrei, als ob sie fürchteten, es möchte dem Malefanten, den sie doch wollten sterben sehn, etwas am Leben schaden. Aber der Henker stand einige Augenblicke, wie versteinert oben auf dem Seigel, und sagte endlich: „So etwas ist mir in meinem Leben noch nie passiert.“ Da sagte der Malefikan unten auf der Erde kaltblütig und mit gequetschter Stimme: „Mir auch nicht,“ und alle die es hörten, vergaßen die Ernsthaftigkeit einer Hinrichtung, und daß auf dem Weg über das Hochgericht

ein armes verschuldetes Gewissen an seinen ewigen Richter abgeliefert wird, und mußten lachen. Der Blutrichter selber hielt das Schnupstuch vor den Mund, und sah auf die Seite. Die glimpflichern Rathsherrn aber ermahnten die strengern: „Laßt jezt den armen Kezer laufen. Im Galgen ist er gewesen, und mehr habt ihr nicht verlangt, und Todesangst hat er ausgestanden.“ Also ließen sie den armen Kezer laufen.

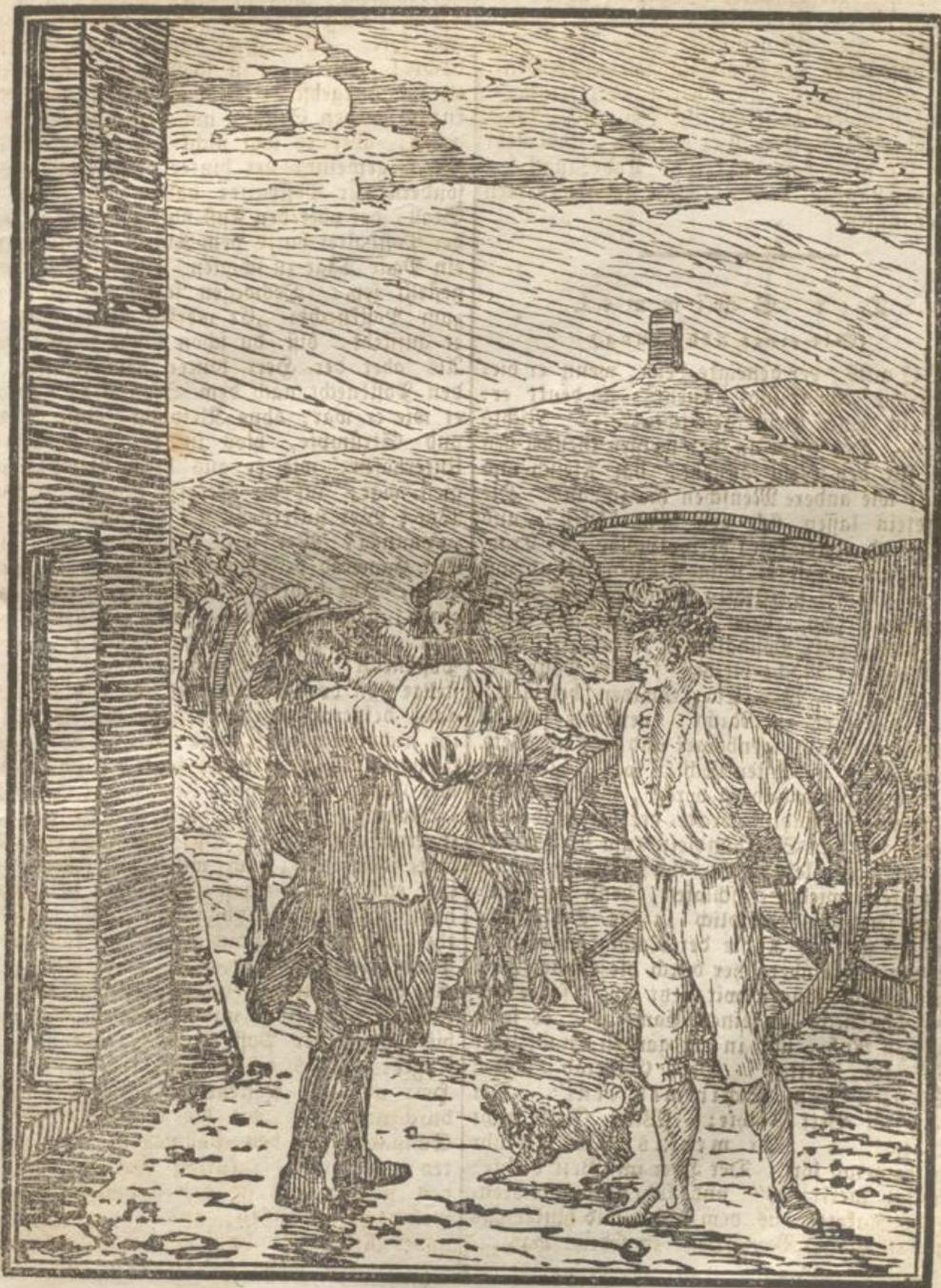
Der Schimmel.

(Mit einer Abbildung.)

Was gilt's, der geneigte Leser, wenn er hier neben die Abbildung ansieht, so denkt er: „das ist eine Geißergeschichte!“ — Nichts nutz! — Der Herr in der weissen Gestalt den man für den Geist ansieht, hat Fleisch und Blut, wie andere Menschen hier zu Land. Die Magdlein lassen sich von ihm küssen, und gern, und reiten kann er im Gallop und Trab, trotz einem. Ist er nicht selbigen Abend auf seinem eigenen stattlichen Schimmel vor einem Wirthshaus angeritten, ich will nicht sagen wo, und „Herr Posthalter!“ sagte er, „kann ich hier über Nacht bleiben?“ Der Posthalter erwiderte: „Was Euer Gnaden befehlen.“ Also speiste er zu Nacht, verlebte sich in eine Bouteille Klingenberger und ging ins Bett. Während er im ersten Schlaf war, fuhr eine Kutiche nach der andern vorbei, und wechselte die Pferde. Endlich weckte der heransfahrende Postwagen sein Spizhündlein zum Wachen und das Spizhündlein weckte ihn, und er wollte nicht gleich wieder einschlafen, denn der Vollmond leuchtete freundlich in die Schlafstube hinein, und die Kühle der Nacht kam erquicklich vom Thürberg her durch die offenen Fenster. „Was fangen wir jezt an?“ sagte der eine Postknecht zu seinem Camerad, „es fehlt uns ein Ros, und in der ganzen Stadt liegt alles im Bett.“ Der Camerad sagte: „Spann den Schimmel ein!“ Der Herr im Bett dachte: „Will's Gott nicht meinen.“ — „Er merk's nicht,“ fuhr der Camerad fort. Der Herr im Bett dachte: „freilich merk' ers“ und fuhr wie eine brennende Rakette aus dem Bett und hinter das Fenster um im Mondschein zu sehen, was ge-

schehen will.“ „Bis er aufsteht, bist du schon lang wieder da,“ fuhr der Camerad fort. Der Herr hinter dem Fenster dachte! „Nein, er ist schon auf, und kommt eh zu fortegeht.“ Indem gieng der Postknecht in den Stall, um den Schimmel des Heren gemeint, der hinter dem Fenster steht, sondern der Posthalter hatte auch einen im Stall, der aber den Fuß überreten hatte, und der Posthalter hatte dem Knecht befohlen, ihn ein Paar Tage zu schonen, bis er wieder hergestellt sey. Deswegen sagte der Camerad zum Postknecht: „Er merk's nicht, und bis er aufsteht, bist du schon lange wieder da.“ Als aber der Herr hinter dem Fenster sah den Postknecht nach dem Stall gehn, sprang er wie er war, ohne Kleidung, ohne Schuhe und Strümpfe, blos in ein Paar leinern Unterhosen, wie er aus dem Bette gekommen war, auf die Straße hinab. „Wie? Was? Wer untersieht sich den Schimmel anzuspinnen? Wer will todgeschossen seyn?“ Der Camerad des Postknechts sagte: „Guter Herr, Ihr habt den Nachnebel, oder sonst einen, geht Ihr wieder in Euer Bett, und laßt uns gewähren.“ Unterdessen brachte der Postknecht den Schimmel angeschirrt, und steute ihn vor die Dreifsel, so daß der Herr ganz desperat wurde. „Meinen Gaul sollt ihr nicht anspringen, und so und so.“ Der Camerad des Postknechts sagte endlich: „Himmel! Euer Batallion! Jezt macht, daß Ihr fortkommt! Was bekümmern wir uns um Euern Gaul!“ — „So! Ihr Galgenstricke,“ sagte der Herr, „ich will euch zeigen, daß ihr euch um meinen Gaul zu bekümmern habt.“ Das Spizhündlein nahm auch Antheil an dem Gespräch, und es kam zu ein Paar harten Redensarten, die man besser mit den Ellenbogen und Fäusten als mit den Fingern abschreiben und wieder erzählen kann, bis zuletzt der Posthalter heraustram, und fragte: „Was gilt's da?“ Da riefen der Herr und die Postknechte fast unverständlich durcheinander, „wie die Spizhuben da den Schimmel vor den Postwagen spannen wollten, und wie der kuriose Herr da nicht leiden wolle, daß sie den Schimmel vor den Postwagen spannen, und es sey doch kein ander Ros mehr da, und alle Leute in der Stadt

bu
ne
ster
mt
ofa
zu
des
ht,
im
nd
ohn
er:
rad
bis
a."
Tah
ng
the
en
ons
e?
in:
?"
ter
nst
nd
er
nd
err
at
Der
ms
fhr
m
,"
af
rn
in
in
fer
en
n,
nd
er
ich
en
ll-
ei-
en
in
er
dt



8

Stadt liegen im Bett.“ Da konnte der Posthalter das Lachen fast nicht verwehren. „Gnädiger Herr,“ sagte der Posthalter, „das ist nicht Ihr Herr Schimmel! Ihr Herr Schimmel wird unangefochten im Stall stehen; es ist mein eigener und er hat seit ein Paar Tagen einen krummen Fuß. Sehen Sie da! Aber aus der Noth muß man eine Tugend machen.“ Da sagte der Herr: „Ja so! Wenn das ist!“ und gieng ganz still und betuches wieder in sein Bett. Dismal, dachte er, bin ich ein curioser Herr gewesen. Wenns nur nicht bekannt wird! —

Die Treue und ihr Dank.

(Mit einer Abbildung.)

Schon viel Wohlthat und Segen ist von dem glorreichen Thron ausgegangen, auf welchem einst Maria Theresia und Joseph der Zweite saßen. Aber Kaiser Franz der Zweite, Josephs Neffe und Bögling, bleibt auch nicht zurück. Hat er nicht vor kurzer Zeit eine neue Gesinde Ordnung für die Stadt Wien ausgehen lassen, und zehn Belohnungen, jede zu Einhundert und Fünfzig Kaisergulden für eben so viel männliche oder weibliche Diensthboten ausgesetzt, welche Beweisthum ablegen können, daß sie fünf und zwanzig Jahre lang mit unbescholtener Ehrlichkeit und Treue gedient haben, und in dieser Zeit zehn Jahre lang hintereinander in einem und dem nemlichen Dienst. Im Monat Mai des Jahres 1811 wurden zum erstenmal diejenigen aufgefordert, sich zu melden, welche sich getrauen konnten, sie seien der Belohnung werth. Mancher Leser denkt: Es werden nicht viel gekommen seyn.

Doch! Geneigter Leser! Es sind siebenhundert und ein und fünfzig gekommen, und mehr als zweihundert von ihnen haben nicht nur fünf und zwanzig Jahre, sondern auch ihre dreißig, aber auch ihre vierzig und fünfzig Jahre und darüber fromm in ihrem Wandel und treu in ihrem Dienste ausgehalten. Das ist ein Respekt. Die Wahl that weh, unter so viel achtungswerthen Menschen. Aber folgende zehn, der Hausfreund will keinen verheimlichen, sind für die würdigsten erachtet worden:

1) Johannes Brenner. Er diente nur bei zwei Herrschaften, bei der ersten, fünf

und zwanzig, bei der andern dreißig, in allem fünf und fünfzig Jahrlein, ohne Vorwurf und ohne Tadel, und ist darüber fünf und siebenzig Jahre alt geworden. Macht er nicht ein Gesicht, als wenn er schon das Sprüchlein hörte: „Du frommer und getreuer Knecht, bist über Wenigem treu gewesen, ich will dich über viel sehen. Gehe ein zu deines Herren Freude.“

2) Adelbert Hamelton. Acht und sechzig Jahre alt, ohne Vermögen, Vater von vier unverforgten Kindern, ist zwei und vierzig Jahre lang im nemlichen Dienst gewesen, als er die Belohnung des Kaisers empfing, und sagt: „Ich habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen, oder seinen Samen nach Brod gehn.“

3) Anton Carez. Diente schon sieben und dreißig Jahre in einem fort bei dem Herrn Vicepräsident von Sommerfels, und der Herr Präsident sagt: „er sey ihm noch nicht feil.“

4) Polirena Imhoferin. Ist seit fünf und fünfzig Jahren in Diensten, und hat sechs und vierzig Jahre davon in dem nemlichen Hause mit unbescholtner Treue zugebracht. Sie ist dort ganz wie daheim und sagt: „sie könnt's an einem andern Ort nimmer aushalten.“

5) Mariane Burmin. Diente sieben und fünfzig Jahre in dem nemlichen Haus, zuerst als Stubenmagd, darnach als Kindsmagd, darnach als Köchin, jetzt wieder als Stubenmagd, bis ins vier und achtzigste Jahr ihres Lebens. „Bleibe treu, bis in den Tod, so will ich dir die Krone der Ehren geben.“

6) Magdalena Lotterin. Sie hatte in acht und fünfzig Jahren nur drei Herrschaften und stand bei der letzten schon seit ein und dreißig Jahren.

7) Marianna Rabin. Kränklich und gebrechlich, dient fünf und fünfzig Jahre in dem nemlichen Hause, um dürstigen Lohn. „Ich will dich tragen bis ins Alter und bis du grau wirst. Ich wills thun. Ich will heben, tragen und erretten.“

8) Therese Höflingerin. Ist seit acht und fünfzig Jahren Dienstmagd in dem nemlichen Hause gewesen, hat geholfen die Kinder groß und fromm erziehen, und war seit zwölf Jahren die treue Pflegerin einer kranken Frau.

9) Elisabeth Obentraufin. Bem



dient die schon sieben und dreißig Jahre? Einem dürftigen, an einem Auge blinden, gichtkranken Mann, und ist seine einzige treue Stütze.

10) Rosalie Swoboda. Sie hat in neun und zwanzig Dienstjahren ihre Herrschaft, eine jehige Witwe, wohlhabend und arm gesehen. Als die Witwe den Mann verloren hatte, und arm wurde, und doch ohne Pflege nicht mehr leben konnte, sagte Rosalie Swoboda: „Ich verlasse euch nicht.“ Auch fragt sie weiter nicht, „wann bekomme ich meinen Lohn?“ sondern sucht durch Arbeiten für andere Leute außer dem Hause so viel neben her zu verdienen, daß sie ihrer Herrschaft auch noch ein wenig Gutes davon thun kann. Es wird alles seyn, ob die gute Seele nicht ihre hundert und fünfzig Gulden mit der armen Wittwe theilt.

Diese drei Nro. 8. 9. und 10. besonders die letzte, wenn man sie recht drum beschaut, scheinen auch schon ein Sprüchlein von weitem zu hören: „Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters! Ich bin arm oder krank gewesen, und ihr habt mich gepflegt.“

Dies sind die zehen gottesfürchtigen Dienstboten, welchen der Kaiser zur Erkenntlichkeit für ihre Rechtschaffenheit und Tugend zusammen eintausend fünfshundert Kaiser-Gulden hat ausbezahlen lassen, und wer war dabei? Der Viertelsmeister und der Stadtbote von Wien? Nichts nutz! Aber S. Hochwohlgeboren der Herr Staatsrath von Lorenz, Sr. Excellenz der Herr Vice-Präsident von Sonnensfels, Ihro Excellenz und Hochgeboren, die Frau Gräfin Mariane von Dietrichstein, im Namen der adelichen Frauen, Sr. Hochfürstliche Gnaden, der Fürst Erzbischof von Wien, viel Abgeordnete von allen Ständen, und noch Eimer, den man nicht sehen kann. Denn Ehre und Gottes Dank geht noch über Geld.

Jetzt weiß ich, was der geneigte Leser zu diesem allen denkt. Er denkt: „So sollts an andern Orten auch seyn. Wer weiß, so käme man auch besseres Gesinde.“ Antwort: das ist so absolut just nicht nöthig. Viel mehr der Hausfreund hat schon gedacht: Wenns an ihm wäre der Kaiser zu seyn, ob er nicht schier auch eine Belohnung für Herrschaften aussetzen wollte, die gegen ihr Gesinde sich so betragen, daß es zehen Jahre lang bei ihnen aushalten kann. Halte

du deine Dienstboten in Ehren und sey gütig gegen sie, denn sie sind auch mit Liebe und Thränen groß gezogen worden. Versorge sie christlich in Nahrung, Kleidung und Arbeit. Schone und pflege sie in der Krankheit! Sey nachsichtig oder streng gegen ihre Fehler, nachdem sie sind, ohne Scheltworte und ohne Fluch, und laß sie auch sonst ein wenig merken, daß du Gott fürchtest und die Menschen liebest. Das ist noch mehr, als hundert und fünfzig Gulden werth, und wird dir mehr als für hundert fünfzig Gulden Segen ins Haus und ins Herz bringen, meint seines Orts der rheinländische Hausfreund. Denn die Gottesfurcht hat sich noch nicht überall von den armen und geringen Menschen geschieden und bey den reichen und vornehmnen einquartiert. Vielmehr, sie hat sich schon an manchem Ort vor dem Reichthum und Uebermuth der Herrschaften in das Herz und in das Kämmerlein ihrer Dienstboten gesüchtet.

Die berühmte Schlacht der Markomannen.

Der geneigte Leser wird eine Freude daran haben, und sich etwas darauf einbilden, daß er in seinem Kalender zum erstenmal eine ganz neue Zeittafel findet, welche statt der Sündfluth und statt der Errichtung der assyrischen Monarchie, die merkwürdigsten Begebenheiten der vaterländischen Geschichte von den ältesten Zeiten an ausweist, und in keinem andern Kalender zu finden ist. Wer den Hausfreund nicht besitze, hat keine Wahl. Wenn er etwas wissen will, muß er dem geneigten Leser gute Worte geben. Damit nun derselbe mit Red und Antwort nie stecken bleibt, und mit guter Gelegenheit selber erfährt, was ihm zu wissen vielleicht angenehm ist, so sollen von nun an alle diese Begebenheiten in dem Kalender nach und nach umständlicher beschrieben werden.

Der Hausfreund bezahlte jetzt freilich hundert Thaler gern, wenn er vor eintausend achtshundert und achtzig Jahren schon einmal zwischen dem Schwarzwald und dem Rheinstrom gelobt hätte, und jetzt wieder sagen könnte, wie alles damals ausgesehen hat. Fast alle Berge und lustigen Hügel waren bis an die Ebene hinab mit Eichen und Tannen, die Thäler mit Erlen bewachsen. Der Rhein und die wilden Waldströme, damals viel größer

und reißender als jetzt, hatten von einem Berg zum andern freien Lauf. Kein Faschinat, keine Brücke, und es gehörte manches Jahr und manche fleißige Hand dazu, bis unter unaufhörlichen Kriegszeiten, die Landschaft ihre jetzige Gestalt gewann, von einer Gränze zur andern prangend mit Weinbergen, fruchtbaren Saatsfeldern und braven Wirthshäusern. Wildes Gethier das man jetzt nicht mehr sonderlich kennt, haufte und horstete in den Wäldern, auf den Felsen, in den Höhlen, und Wäldern andern Namens theilten mit ihnen die Erzeugnisse des Landes und das Leben; im Unterland die Bangionen, Nemetes, Tribocci, vom Bodensee herab die Poto-briger und Tulinger, im Schwarzwald, die Ortenau und das Breisgau hinauf über den Schliengener Berg, Markomannen, Ehrenvest hieß ihr König; ein ungeschlachtet und rauhes Geschlecht, aber noch nicht unsere Stammväter von deren Blut wir abstammen. Ihre Kleidung waren Felle. Ihre Wohnung selbst gemachte Hütten, ihre Beschäftigung Viehzucht und Jagd. Noch gieng kein Pflug ins Feld. In Ukenfeld stand noch keine Mühle. Kein Hausfreund fuhr mit der Dotnauer Diligence über den Castel. Es lautete noch kein Glöcklein in die Kirche und kein Tambour trommelte zur Parade. Aber ein unruhiger kriegerischer Geist wohnte in allen Herzen.

Zwei überheinische Völker, in dem jetzigen Frankreich, damals Gallia genannt, führten miteinander blutige Kriege; die Anduer und die Sequaner begiengen einen dummen Streich; nemlich sie riefen den König Ehrenvest zu Hülf. Der König ließ sich nicht zweimal rufen. Er gieng mit fünfzehntausend Mann über den Rhein, und aus den fünfzehntausend wurden hundert und zwanzigtausend, und die Anduer mußten den Deutschen gewonnen geben, aber die Sequaner auch. Denn das Land gefiel den Deutschen wohl, und ein Markomann sah den andern an, und sagten: „Wollen wir nicht da bleiben?“ Also blieben sie dort, bis ins 14te Jahr, und wollten noch immer mehr nachkommen, und der Sequaner sah den Anduer auch an, und sagte: „Wir hätten uns fast ringer mit einander verglichen. Endlich suchten die Anduer Hülf bei dem römischen Feldherrn Cajus Julius Cäsar, welcher selbiger Zeit mit einem tapfern und wohlgeübten römischen Kriegsheer in der Nähe stand, und

Cäsar ließ sich auch nicht zweimal bitten, sondern er wollte den Deutschen befehlen: „Ihr sollt keine von euren Landsteuten mehr über den Rhein kommen lassen. Geht lieber selber heim.“ Aber der Deutsche sagte: „Wißt ihr was? Ihr habt uns nichts zu befehlen.“ Also kam es zu einer Schlacht nicht weit von Mompelgard. Aber die wilde deutsche Kraft konnte gegen die geschlossenen Reihen und Glieder und gegen die römischen Waffen und Kriegskunst nichts anhaben. Sie wurden geschlagen, zuerst auf dem linken hernach auf dem rechten Flügel. Alles floh gegen den Rhein. König Ehrenvest band am Ufer ein Schifflein los, und brachte mit Mühe sein Leben wieder an das disseitige Gestade, man glaubt zwischen Grenzach und Wiehlen. Wenige von seinen Landsteuten hatten vom nemlichen Glück zu sagen. Die meisten wurden auf der Flucht von den römischen Heutern zusammengehauen. Zwei Weiber des Königs kamen um. Eine Tochter wurde ihm getödtet, eine gefangen genommen. Dß ist die berühmte Schlacht der Markomannen mit dem römischen Feldherrn Cajus Julius Cäsar, 58 Jahre vor Christi Geburt. Der Handel fängt nicht gut an.

Denn nach der mörderischen Schlacht vermehrten sich die Römer immer mehr an dem jenseitigen Rheinufer, und besetzten daselbst ihre Herrschaft, und die Markomannen und ihre Nachbarn disseits machten schlechte Geschäfte. Nach und nach verödete sich das Land, was noch da war zog davon, den Römern aus den Augen und viele Jahre lang vom Bodensee bis an den Isener Kloss, von Isen bis an die Kinzig, von der Kinzig bis an den Neckar brannte kein Feuer mehr auf einem Heerd, kein Mensch begegnete dem andern.

Als aber die Gallier jenseits Rheins an dem schweizerischen und Elsäßer Ufer lange hinüber geschaut hatten, in die menschenleere Gegend, mancher von ihnen hatte nicht viel zu beißen und zu nagen, da zogen viele von ihnen herüber mit Sack und Pack und siedelten sich an; mehrere folgten nach, wie heut zu Tag arme Leute nach Polen und Rußland oder in die neue Welt auswandern, und die Landschaft bekam nach und nach ein Aussehen, als wenn noch etwas draus werden könnte. Aber die Römer, stets begierig, ihre Herrschaft auszubreiten, als sie auch sahen, daß aus der Landschaft etwas werden konnte und schon war, zo-

gen sie ebenfalls herüber mit Schiß und Schwerd, mit Zimmerleuten und Maurern, machten sich das Land bis an den Main hinab und weit in Schwaben hinein unterthan und steuerbar, befestigten es durch Wälle, Thürme und Schlösser, und verschönernten es durch Straßen, Wohnplätze und Bäder, also daß mancher schöne Ort der noch steht, ohngefähr in diesem Zeitlauf seinen ersten Ursprung bekam, als Constanz, Pfullendorf, Badenweiler, Sulzburg mit einem Castell oder Schloß auf dem jetzigen Castellberg, Stadt Baden, Durlach, Pforzheim, und andere. An manchen Orten sieht man noch die letzten Ueberreste von altem römischem Bau, heidnische Götzenbilder und Altäre. Aber schon mancher Schnee ist darauf gefallen — in mehr als anderthalb tausend Jahren. Ueber manche Stätte geht schon Jahrhunderte lang der Pflug. Schon mancher Mensch ist seitdem auf den Bergen gewachsen, wo die römischen Kriegsschlösser standen. Also waren die Welteroberer, die Römer, 200 Jahre lang nach Christi Geburt im ruhigen Besitz des Landes bis ein neues deutsches Volk, die Allemannen einbrachen, von welchen im künftigen Jahrgang der geneigte Leser ein mehreres erfahren wird.

Der große Schwimmer.

Vor dem leidigen Krieg, als man noch unangefochten aus Frankreich nach England reisen und in Dover ein Schöpflein trinken, oder Zeug kaufen konnte zu einem Wesslein, gieng wöchentlich zweimal ein großes Postschiff von Calais nach Dover durch die Meerenge und wieder zurück. Denn dort ist das Meer zwischen beiden Ländern nur wenige Meilen breit. Aber man mußte kommen, eh' das Schiff abfuhr, wenn man mitfahren wollte. Diß schien ein Franzos aus Gaskonien nicht zu wissen, denn er kam eine Viertelstunde zu spät, als man schon die Hühner einthat in Calais, und der Himmel überzog sich mit Wolken. „Soll ich jetzt ein Paar Tage hier sitzen bleiben, und Maulaffen feil haben, bis wieder eine Gelegenheit kommt? Nein, dachte er, ringer, ich gebe einem Schiffsmann ein 12 Sousstücklein und fahre dem Postschiff nach.“ Denn ein kleines Boot fährt geschwinder als das schwere Postschiff und holt es wohl ein. Als er aber in dem offenen

Fahrzeuge saß, „wenn ich daran gedacht hätte,“ sagte der Schiffsmann, „so hätt' ich ein Spanntuch mitgenommen;“ denn es sieng an zu tröpfeln, aber wie? In kurzer Zeit strömte ein Regenguß aus der hohen Nacht herab, als wenn noch ein Meer von oben, mit dem Meer von unten sich vermählen wollte. Aber der Gaskonier dachte: „das gibt einen Spaß.“ — „Gottlob,“ sagte endlich der Schiffsmann, „ich sehe das Postschiff.“ Als er nun an demselben angelegt hatte, und der Gaskonier war hinaufgeklettert und kam mitten in der Nacht und mitten im Meer auf einmal durch das Thürlein hinein zu der Reisegesellschaft die im Schiff saß, wunderte sich jeder wo er herkomme, so spät, so allein, und so naß. Denn in einem solchen Meeresschiff sieht man wie in einem Keller und hört vor dem Gespräch der Gesellschaft, vor dem Geschrei der Schiffsteute, vor dem Getöse, vor dem Rauschen der Segel und Brausen der Wellen, nicht was draußen vorgeht, und keinem dachte das Herz daran, daß es regnete. „Ihr seht ja aus,“ sagte einer, „als wenn ihr wäret gekielholt, das heißt, unter dem Schiff durchgezogen worden.“ — „So? Meint ihr,“ sagte der Gaskonier, „man könne trocken schwimmen? Wenn das noch einer erfindet, so will ichs auch lernen, denn ich bin der Bote von Dieron, und schwimme alle Montage mit Driefen und Bestellungen nach dem festen Lande, weils geschwinder geht. Aber jetzt hab ich etwas in England zu verrichten. Wenns erlaubt ist,“ fuhr er fort, „so will ich nun vollends mitfahren, weil ich euch glücklicher Weise angetroffen habe. Es kann den Sternen nach nimmer weit seyn nach Dover.“ — „Landsmann,“ sagte einer, und stieß eine Wolke von Tabackrauch aus dem Mund, (es war aber kein Landsmann, sondern ein Engländer,) „wenn ihr von Calais bis hierher geschwommen seyd durch das Meer, so seyd ihr noch über den schwarzen Schwimmer in London.“ — „Ich gehe keinem aus dem Weg,“ sagte der Gaskonier. — „Wollt ihrs mit ihm versuchen,“ erwiderte der Engländer. „wenn ich hundert Louisdor auf euch setze,“ der Gaskonier sagte: „Mir an!“ Reiche Engländer haben im Brauch auf Leute, die sich in einer körperlichen Kunst hervorthun, große Summen unter einander zu wetten; deswegen nahm der Engländer im Schiff den Gaskonier auf seine Kosten mit sich nach Lon-

don, und hielt ihm gut zu mit Essen und Trinken, daß er bei guten Kräften bliebe. „Mylord,“ sagte er in London zu einem guten Freund, „ich habe einen Schwimmer mitgebracht vom Meer. Gilts hundert Guineen: er schwimmt besser, als euer Mohr?“ Der gute Freund sagte: „Es gilt!“ den andern Tag erschienen beide mit ihren Schwimmern auf einem bestimmten Platz an dem Themse-Fluß, und viel hundert neugierige Menschen hatten sich versammelt, und wetteten noch extra, der eine auf den Mohr, der andere auf den Gaskonier, einen Schilling, sechs Schilling; eine, zwei, fünf, zehn, zwanzig Guineen, und der Mohr schlug den Gaskonier nicht hoch an. Als sich aber beide schon ausgekleidet hatten, band sich der Gaskonier mit einem ledernen Riemen noch ein Ristlein an den Leib, und sagte nicht warum, als wenns so seyn müßte. Der Mohr sagte: „Wie kommt ihr mir vor? Habt ihr so etwas dem großen Springer abgelernt, der Bleifugeln an die Füße binden mußte, wenn er einen Hasen fangen wollte, damit er den Hasen nicht übersprang.“ Der Gaskonier öffnete das Ristlein, und sagte: „Ich habe nur eine Flasche Wein darin, ein Paar Knakwürste und ein Laiblein Brod. Ich wollte euch eben fragen, wo ihr euere Lebensmittel habt. Denn ich schwimme jetzt gerades Wegs den Themsefluß hinab in die Nordsee, und durch den Canal ins atlantische Meer nach Cadix, und wenns nach mir geht, so kehren wir unterwegs nirgends ein, denn bis Montag, als den 10ten muß ich wieder in Oleron seyn. Aber in Cadix im Ristlein will ich Morgen früh ein gutes Mittagsessen bestellen, daß es fertig ist, bis ihr nachkommt. Der geneigte Leser hätte kaum gedacht, daß er sich auf diese Art aus der Affäre herausziehen würde. Aber der Mohr verlor Horen und Sehen. „Mit diesem Enterich,“ sagte er zu seinem Herrn, „kann ich nicht in die Wette schwimmen. Thut was ihr wollt,“ und kleidete sich wieder an. Also war die Wette zu Ende, und der Gaskonier bekam von seinem Engländer der ihn mitgebracht hatte, eine ansehnliche Belohnung, der Mohr aber wurde von jedermann ausgelacht. Denn ob man wohl meiken mochte, daß es von dem Franzosen nur Spitzgelfechtereie war, so fand doch jedermann Vergnügen an dem fecken Einfall, und an dem

unerwarteten Ausgang, und er wurde nachher von allen, die auf ihn gewettet hatten, noch vier Wochen lang in allen Wirthshäusern und Bierkneipen frei gehalten, und bekannte, daß er noch sein Lebenlang in keinem Wasser gewesen sey.

Kurze Station.

Der Postmeister sagte zu einem Juden, der mit zwei Pferden auf die Station anfuhr: „Von hieraus müßt ihr drei nehmen. Es geht bergauf, und die Straße ist frisch überführt. Dafür seyd ihr in drei Stunden an Ort und Stelle.“ Der Jud fragte: „Wie bald bin ich an Ort und Stelle wenn ich Vier nehme?“ — „In zwei Stunden.“ — „Und wenn ich Sechs nehme?“ — „In Einer Stunde.“ — „Wißt ihr was,“ sagte endlich der Jude, „spannt Acht an, so brauche ich gar nicht abstatt zu fahren!“

Warnung.

Der geneigte Leser ist gut erzogen und verständig. Deswegen nimmt er Rath an, und man darf ihm nur winken. Denn er weiß, und sieht, man meints gut, und wenn man ihn an etwas ermahnt, so sagt man ihm auch den vernünftigen Grund dazu, und er siehts ein.

Zum Exempel, wenn jemand in einem Hause gestorben ist, je nachdem, so kommt nach ein Paar Tagen der Jud, kauft die Kleider und das Bettzeug, worin der Verstorbene krank gelegen, und verschieden ist, für ein wohlfeiles Geld, verkaufts am nämlichen Tag wieder für ein theures, und wenn die Krankheit ansteckend gewesen ist, so kann man nicht wissen, was geschieht. Oder man zieht die hinterlassenen Kleider und Ueberzüge ein wenig durchs Wasser, und gebraucht sie selber wieder, oder man schenkt sie armen Leuten, und kann abermal nicht wissen, was geschieht. Denn der Gift von der Krankheit bleibt in den Kleidern stecken, und ist eine böse Verlassenschaft. Wer daran denkt, wie ein einziges böses Lüstlein einem Menschen ein Siechthum anwehen, und den stärksten Mann darnieder aufs Krankenbett werfen kann, der kann sich vorstellen,

was Unheil es broht, wenn giftige Kleider, am Leib getragen werden, und leicht ist's möglich, wenn man einem Armen ein Stück Kleid will schenken, daß man ihm eine Krankheit schenkt, oder den Tod. Es ist kürzlich so etwas geschehen, sonst wäre keine Rede davon. Merke daher: Man muß solche Hinterlassenschaften zuerst wohl auslüften lassen, in einer Kammer, oder auf einem Speicher, je länger, je lieber, ich will sagen vier Wochen, und sie nicht eher wieder gebrauchen, als bis sie wohl und sorgfältig gewaschen sind.

Je verdächtiger und schlimmer die Krankheit ist, desto länger muß man solche Stücke dem Durchzug der Luft aussetzen, desto schärfer muß man sie auslaugen und waschen, wenn es der Zeug leidet. Räuchern schadet auch nichts, wenns die Farbe ertragen kann, damit man nachher mit gutem, und nicht mit bösem und zweifelhaftem Gewissen solche Stücke veräußern kann. Denn was man mit bösem, oder mit zweifelhaftem Gewissen thut, thut man zur Sünde. Nicht ohne Wissen, ohne Sünd. Denn man weiß es jetzt.

Zwei Bücher.

Der geneigte Leser liest fürs Leben gern Geschichten von Räuberbanden, grausamen Mordthaten und blutigen Hinrichtungen, wenn ein halbes Duzend auf einmal abgethan wer-

den. Deswegen hat der Herr Buchhändler Braun in Heidelberg gedruckt eine Aktenmäßige Geschichte der Räuberbanden an beiden Ufern des Mains, im Spessart und im Odenwald, und ist darinn unter andern beschrieben: 1) der Mordraub, welcher in der Nacht vom 30sten April auf den 1sten Mai 1811 bei Laudenbach an zwei Schweizer Kaufleuten verübt worden, 2) wie die Nordräuber und eine große Anzahl ihrer Spießgesellen nach und nach eingefangen und zum Geständniß gebracht worden, 3) was jeder derselben sonst noch für Unthaten ausgeübt hat, 4) eine Beschreibung von der Lebensart dieser Räuber, von ihrer Verbindung unter einander und von der Jenischen Spitzbubensprache. Alles mit Kunst und Fleiß beschrieben vom Herrn Stadtdirektor Pfister in Heidelberg, durch dessen Thätigkeit und kluge Anstalt die ganze Bande habhaft gemacht und zum Geständniß gebracht worden ist, und ist dabei zu haben eine Abbildung von 17 Räubern in ihren Ketten. Preis mit Abbildung 2 fl., ohne Abbildung 1 fl. 12 kr. Weil aber auf alles Schauerhafte gleich wohl wieder etwas Lustiges gehört, so hat Hr. Braun ebenfalls herausgegeben: Volkslieder und andere Reime von dem Verfasser des Krämermichels, woran viele Leute großen Spaß finden. Preis 36 kr. Beide Bücher sind bei Herrn Kas in Pforzheim und bei Herrn Geiger in Lahr zu haben, und können bei allen Herren Buchbindern bestellt werden.